

19. 1. 1923

Ostdeutsche Monatshefte



Wuhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 10

Neue Presseurteile

über das erfolgreiche Buch des Herausgebers
der „Ostdeutschen Monatshefte“

Carl Lange

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente
eines Augenzeugen

14. — 20. Tausend · Veränderte u. erweiterte Aufl.

Beserzeitung v. 1. 8. 22: ... Das Treue-
halten eines Freundes zu einem Gefallenen,
die Warnung eines Mannes vor Ungerechtig-
keit, das Glaubensbekenntnis eines Aufrechten
... der unbefümmerte Versuch eines Ehr-
lichen, der Wahrheit eine Gasse zu bahnen ...
Hans Frand

Preise: Geh. 30. — M. In Halbleinen 70. — M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow · Leipzig

Goeben erschien:

Clemens von Delbrück

Ein Charakterbild von
Joachim von Delbrück

Mit drei Portraitbeigaben

Gesheftet 600. —, gebunden 1350. — M.

Der Verfasser formt das Leben seines
verstorbenen Vaters, eines vorbildlichen
deutschen Mannes zu einem Kunstwerk
hohen Grades. Wichtig als Dokument
der Vorkriegszeit, der Kriegs-
jahre und des Zusammenbruchs
bringt das Charakterbild manch un-
geklärte Frage ihrer Lösung näher.

Georg Stille Verlagsbuchhandlung
Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67

Goeben erschien:

Gold

Politischer Roman aus der Gegenwart von
Karl-August von Laffert

Brosch. Grdz. 3.50 M., geb. Grdz. 4.50 M.
multipliziert mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl des Börsenvereins

Gold ohne Geldwert ist das Ergebnis dieses ebenso fesselnden
wie offenen und kühnen Buches. Durch
Europa, Asien und Amerika jagt das Geschehen dieser packenden, fesselnden
Dichtung, die jeden Leser auf das höchste fesselt.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36 Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

Zoppot

Hotels und Pensionen geöffnet

Kasino — Theater — Kabarett
Bunte Abende und Künstler-Vorführungen
WINTER-SPORT

Warmbad mit allen medizinischen Bädern

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

Januar 1923

Nr. 10

Aus einem kommenden Buch

Von Walter von Molo

Gib dich der Ruhe und Vollenbung hin, dem wilden Sehnsuchtschrei
nach der Unendlichkeit; was nicht zerbrechen will, das bricht dadurch entzwei.

Wenn ich dich liebe, bin ich ganz geschlossen,
die wilden Ströme sind in einen See geflossen,
der in sich hält sich selbst und alle Welt.

Damit der See entsteht, muß wild das Wasser brausen,
muß es den Trieb von Berg zu Tal zu saufen
besitzen und die Sehnsucht, die nie stille hält.

Doch ist es Trug, zu meinen, daß der See nicht dauernd sinkt,
daß nicht sein Wasser in die Erde und zum Himmel dringt,
daß er nicht dauernd Zufluß braucht aus schrägem Feld.

Drum sind die Ruhe, die Vollenbung und die Ganzheit Lug,
sie sind nur da, solange wild die Woge ihren Zug
hinabschäumt und emporschäumt in der Sternenwelt.

Wer Sehnsucht in der Liebe und in allem haßt, ist stark und schwach,
stark nur im Augenblick der Ewigkeit und schwach im Dauern alles Ungemach,
das nur das ewige Schwanke aller Wagen von uns hält.

Der Sinn der Kunst

Ein Gespräch

Von Heinrich Leis

Der Aeltere: Laß uns noch einmal auf deine vorige Bemerkung zurückkommen. Bei der Betrachtung jenes Bildes, das in selbstamer Vernachlässigung der Form, der Natürlichkeit, ja selbst aller irgend begreifbaren Gestaltung nur das rein Problematische eines Erlebnisvorgangs darzustellen versucht, empfandest du ganz richtig, daß es dem Künstler nicht auf Nachbildung des Lebens, sondern auf Nachbildung der Idee des Lebens angekommen ist. Du forderdest diese formwirkende Idee als Typ, als Wahrheit, die unwirklich und zugleich überwirklich ist, danach für ein jedes Kunstwerk, sofern es überhaupt diesen Ehrentitel zu Recht führen will.

Der Jüngere: Eben dieses sagte ich und begreife es als das, was der jungen Kunst ihr starkes Ethos gibt, ihre stürmische und aufschauende Kraft. Wir haben uns von dem Zwang der Jahrhunderte erlöst. Wir haben Welt und Wesen in uns selbst gefunden. Es gibt für uns nicht Regeln und Gesetze mehr als die unseres eigenen Schöpferwillens.

Der Aeltere: Welt und Wesen in der eigenen Brust und nur in der eigenen Brust zu erfüllen, war von je die Art alles Künstlerturns. Aber der Weg dehnt sich weit von diesem Erahnen, Wollen und Begreifen bis zur Erfüllung des Werkes im Schöpferglück einer gesegneten Stunde; und das restlose Verschmelzen von Form und Idee zu einer Einheit aus innerem Zwang gelingt schließlich nur der gewaltigen und undeutbaren Kraft des Genies.

Der Jüngere: Eine jede Art der Kunst-erfassung mag schöpferische Geister entfesseln und ihr Genie aus sich heraus zeugen. Alle Größe aber ist verhältnismäßig. So blieben uns etwa aus künstlerisch unfruchtbarer Zeit Namen, die

bei hervorragender Würdigung zu ihren Tagen für uns bestenfalls gute Mittelmäßigkeit sind. Und andere gelten als bedeutend nur darum, weil ihr Werk der charakteristische Ausdruck ihrer Epoche geworden ist; weil sie klarer und eindeutiger als andere abspiegelten, was sie sahen, ohne daß sie dem inneren Wesen des Lebens und der Wahrheit irgendwie näher gekommen wären.

Der Aeltere: Mit diesem Gedanken, der für die junge Kunst unserer Tage Rechtfertigung und Begründung sein soll, sprichst du zugleich ihr Urteil. Wie könnte wohl eine spätere Zeit diese unkräftige Entbundenheit und



Willi Geißler (1915)

LauteSpielerndes Mädchen

wirre Sucht nach neuen Möglichkeiten, die seltsame Bevorzugung des Häßlichen und Krankhaften, die Herrschaft der Groteske mit ihrem bitteren, zerlegenden Spott sich erklären, wenn nicht aus dem friedlosen Jagen, aus Zerrissenheit und Not unserer Gegenwart?

Der Jüngere: Die Zeit ist aus den Sugen. Aber was sie auseinanderberstern ließ, ist die Kraft der Maschine, die von Menschenhirnen erdacht, von Menschenhänden erschaffen, sich emporhebt und den Menschen, ihren Herrn, unter sich niederriß. Den Materialismus, die Idee der Mechanisierung



Willi Geißler (1917)

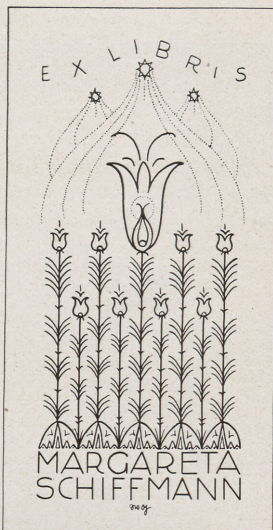
Genesender

alles Seins, in der wir auferzogen wurden, gilt es, von uns abzutun. Der freie Mensch wird wieder Sinne haben, Schönheit zu schauen, Wohlklang zu hören, Liebe zu empfinden und auszuwirken.

Der Ältere: Dazu soll die Kunst uns Führerin sein: ein neues Geschlecht zu schaffen. Was wir heute erleben, sind die Wirrungen, Abseitigkeiten eines großen Uebergangs; gewaltiges Wollen, das doch allzu oft über sein Ziel hinauschießt und damit gerade Irrtümern zum Opfer fällt, von denen es sich längst gelöst zu haben glaubte.

Der Jüngere: Trotzdem, meine ich, hat wohl nie eine Zeit den Grundgesetzen des Seins so unermüdlich nachgespürt, die Welt der Ideen hinter den Dingen so unbestechlich zu durchforschen sich bemüht wie die unsere.

Der Ältere: Ich sehe darin einen naturgemäßen Ausgleich; Reaktion gegen ein Befangensein nur im Bereich der DINGlichkeit. Nach der einseitigen Betrachtungsart des Menschen als Produkt seiner Umgebung, seiner Erziehung, seines Blutes, da zuletzt nicht mehr der handelnde Mensch Gestalter seines Schicksals, sondern einfach hilfloses Opfer fremder Zufälligkeiten wird, mußte früher oder später das Pendel zurückschnellen zum gegensätzlichen Extrem; und so gewinnen wir das Bild der geistigen Verfassung von heute. Da ist Ueberwertung der Persönlichkeit, die aus aller Bindung von historisch Gewordenem sich löste. Jede Zeit glaubt, der Wirklichkeit näher zu sein als die Generation vor ihr, und sie muß es glauben, um schaffen zu können. Wie auch der einzelne Künstler davon überzeugt sein soll, daß gerade er und nur



Willi Geißler (1921)

Ex libris

er berufen und befähigt ist, den Stoff seiner Wahl zu gestalten.

Der Jüngere: Ich gebe zu, daß auch in unserer jungen Kunst noch mancherlei Irrtum und Verworfenheit ist. Aber der Weg ist der rechte, der Abstand vom Ziel ist geringer geworden. Wir sind uns in voller Klarheit bewußt, daß nicht die zufällige Form, sondern das ihr innewohnende Prinzip der Kraft, des Lebens, der Eigenart, Gegenstand der Kunst sein soll. Durch das Erleben der Idee sind wir hell-sichtig geworden, über die Wirklichkeit hinaus zur Wahrheit vorzudringen.

Der Ältere: Die Flügel deiner jungen Sehnsucht eilen dem Geschehen voraus. Du magst Recht haben im Erkennen unserer jungen Künstler sich er-taften. Aber das große Mißverständnis unserer Zeit ist dieses: zu übersehen, daß nicht allein die Idee nottut als viel mehr die Allgemein-gültigkeit der Idee.

Kunst existiert nur insofern als kunstberechtigt, als sie in der Seele des Schauenden oder Hörenden einen Nachhall zu erwecken vermag. Sie hört auf, Kunst zu sein, sobald sie unverständlich wird, mit anderen Worten, nicht fähig ist, den unmittelbaren Gefühlseindruck des Kunstlerlebens zu ver-mitteln. Der Künstler schafft die Kunst, zum zweitenmal er-schafft sie der Genießende.

Der Jüngere: Es gibt ein Genießen in der Abtönung der Farben, im Wohlklang der Worte, das aus aller Bindung des Gedanklichen, des raum-haft oder begrifflich Vorstell-baren gelöst ist; wirkend nur als absolute Kunst.

Der Ältere: Auch die-sen Einwand will ich dir wider-legen. Zugegeben, es gibt solche Kunst. Aber da sie sich nur an



Willi Geißler (1922) Hochzeitsanzeige

ein vereinsamtes, isoliertes Empfinden wendet, nicht an die Gesamtheit unserer seelischen Funktionen, muß sie letzten Endes doch unfruchtbar bleiben; begriffen von einem kleinen Kreis von

sich nicht ist. Die Beschränktheit der Ausdrucksmittel aber nur jener einen seelischen Tätigkeit, deren Expression sie wurde, läßt sie nicht zur Allgemeingültigkeit gelangen.



Willi Geißler (1917)

Die Wolke

Aestheten, charakteristisch nur für die Zeit ihrer Entstehung, und obwohl von allem Gedanklichen scheinbar gelöst, doch aus dem Intellekt entsprungen: denn um zur Wirkung zu gelangen, muß sie ausdeuten, was sie an

Der Jüngere: Was also sind die Anforderungen an eine Kunst, die du allgemeingültig nennst?

Der Ältere: Es gibt Gesetze, die nicht gegeben, sondern die einfach existierend sind, als

innere Gesetzmäßigkeit der Seele. Sie müssen bestehen wie das Leben besteht, weil dem Leben organisch verwachsen. Sie sind allgemeingültig und unverrückbar, und das Kunstwerk muß sich ihnen anpassen, sofern es allgemeingültig werden will. Die Kunst muß erfreuen, erbauen, erheben und erschüttern. **Erfreuen** durch schöne Aeußerlichkeit der Form, **erbauen**, indem sie den Menschen aus Gebundenheit emporführt, **erheben** durch die Stärke des ihr innewohnenden Lebensprinzips, **erschüttern** durch die Wucht der Schicksale, mit denen der Mensch ringt, oder

durch Zusammenprall der Energien, die verschiedene Wesenheiten gegeneinander entzesseln. Aus diesen vier seelischen Emotionen wird sich dann ergeben, was ich als Sinn der Kunst nehme — im Sinn der Alten, von denen wir noch immer zu lernen haben: Läuterung zu schönerer, reiferer Menschlichkeit, Verstehen und Güte. Soweit das Ringen unserer künstlerischen Jugend diesem letzten Ziel menschlicher Erneuerung entgegen führt, will ich es gern willkommen heißen und auch in Unfertigkeit nur die Kraft und Reinheit der Idee empfinden.

Willi Geißler

Von Ludwig Bäte

Auf dem Koburger Bundestage der Wandervögel 1919 beriet man eingehend einen Plan, dem der damals 24 Jahre alte Willi Geißler schon drei Jahre früher als Soldat in Flandern nachgesonnen hatte: Künstler einer Weltanschauung wirtschaftlich und, im geistig-verbindenden Sinne, wirklich zusammenzuschließen. Die Weltauffassung war der Geist der klaräugigsten, zukunstsichersten Jugendbewegung, des erneut an Eigenwuchs und Sonderprägung gewinnenden deutschen Wandervogels. So entstanden die Neudeutschen Künstlergilden. Ursprünglich die der Maler, die auch die angesehenste geblieben ist, so gute Namen den Gilden der Schriftsteller, Musiker und Architekten angehören. Unter den Malern — Robert Budzinski, Wilhelm Funk, Karl Naum, Theodor Schulze-Nasmer, Leo Tilgner, Hans Spitzmann, Anton Wendling u. a. — nimmt Geißler eine besondere Stellung ein. Einmal, weil er eine der stärksten Begabungen ist, zum andern, weil er über ein hervorragendes Organisationstalent verfügt, dem immer auch bei ihm eine gute Feder, die stets etwas zu sagen weiß, zu dienen bereit ist. Denn es ist etwas an seinem schon frühlich aufgegebenen Plan, die bisherigen Künstlervereine zu Kunstarbeitsgemeinschaften, ohne die Individualität im mindesten anzutasten, umzugestalten, um so durch schärfste Zusammenfassung aller wirklich schöpferischen Kräfte eine aus eigenem Boden gewachsene Kultur anzubahnen. Man hat ehrlich und mit gutem Erfolg unter Hintanstellung

wirtschaftlicher Vorteile versucht, was Geißler 1921 programmatisch entwickelte, „das Leben, im Sonntag und im Alltag, mit echter Kunst zu durchdringen, den Blick von den unwichtigen äußerlichen Dingen der heutigen Kultur abzuwenden, um zu den Ewigkeitswerten der verinnerlichten Kultur zu weisen, das reine Kunstempfinden im Menschen freizumachen, damit es fördernd wirke beim Aufbau der Menschheit.“ Das Jahrbuch „Frührot“, 1921 bei Zwissler in Wolfenbüttel erschienen, die gehaltvolle Festschrift zur ersten Wanderausstellung, Robert Budzinskis temperamentfrische Broschüre „Erziehung zur Kunst“ (wie die Festschrift im Greifenverlag Rudolstadt) geben erfreuliches Zeugnis von ihrer Arbeit.

Vor allem aber der schon im vierten Jahrgang vorliegende, von Geißler geleitete Greifenkalender (Greifenverlag Rudolstadt), auf dessen Bedeutung Männer wie Avenarius, Zeitschriften wie Türmer, Hochland, Deutsches Volkstum, Propädeä, Zwiebelstich u. a. wiederholt rückhaltlos anerkennend aufmerksam machten. Er bringt im engen Einklang mit den Jahreszeiten graphische Kunst, vor allem den Holzschnitt, daneben einen sorgsam von Emil Engelhardt abgestimmten, um einen Namen (diesmal ist es Emil Gött) gestellten Textteil. Er ist mehr als ein landläufiger Tageweiser: das treue Abbild eines neuen, trotz gelegentlicher Abirrung geraden und unbeugsamen Kulturwillens.

In Geißler mischen sich reizvoll zwei Strömungen: Lyrik, Romantik, Empfindungsfein-



Willi Geißler (1915)

Opferbrand

beit von der Mutter her, Sehnsucht nach Derbheit, Monumentalität, Urwuchs als väterliches Erbe. „Asketische Einflüsse“, schreibt er selbst, „wechseln mit solchen glühendsten Verlangens nach Schönheit und Liebe. Gewißheit, daß rechtes Genießen Verzicht auf die Voraussetzung hat; französische Hingabe an die schöne, reiche Welt.“

Es liegt nahe, anzunehmen, daß er vor allem Graphiker ist, ohne jede Kompromisse nach der malerischen Seite hin. Ihm ist die Schwarz-Weiß-Kunst die durchaus eigene Technik, die ganz jeder Anlehnung entraten kann, wie das immer noch geschieht. Er begann, 20jährig, mit der Mappe „Opferbrand“, die zu den geschlossensten künstlerischen Erzeugnissen des Krieges gehört (Greifenverlag). Sehn Blätter in eckiger, kantiger Federzeichnung „Opferbrand“, „Totenwald“, „Genesender“, gehören ihr an. Kraft und Zartheit, derbe Gegenständlichkeit und visionäre Traumverförmtheit laufen zusammen. Das gleiche gilt für die Landschaftsmappe „Deutsche Heimat“ und „Ex libris“ im gleichen Verlage. Bei Geißler ist die Landschaft wirklich ein Seelenzustand, erschütternd oder in leiser Zärtlichkeit lockend, schwermütig oder groß und ausrichtklar geweitet. Dabei weiß er sich unbekümmert um die sogenannte, gewöhnlich mißverstandene „Heimatkunst“, mit gleicher unbefangener Liebe in die Seele Westfalens wie in die Sackfens oder des Hochgebirges einzusenken, wenn auch der Atem seiner Scholle immer wieder durchquillt.

Er ist Wandervogel. Längere Zeit gab er dessen Zeitschrift mit gutem Geschick heraus. Daß er schon dadurch einen kräftigen, romantischen Einschlag bekam, ist nicht verwunderlich. Aber diese „nurblaue, romantische Färbung“, über die er selbst spöttelt, verblaßte bald; expressionistische Einflüsse lösten sie ab. „Sucht =

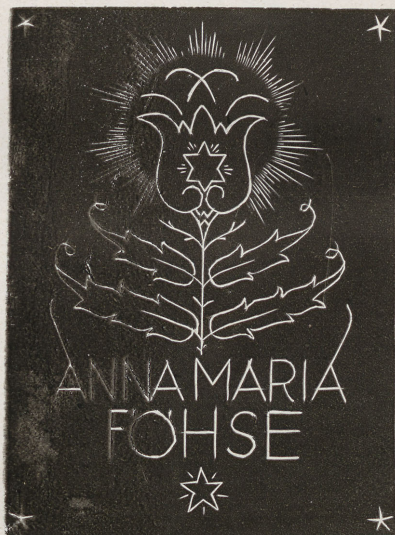
hausrose“, „An Michelangelo“, „Geheffelter“ liegen auf dieser Ebene. Täuscht aber nicht alles, so hat er das, was am Expressionismus Mode, Gemachtheit, Zwang ist, bereits überwunden. Die wiedergegebenen Schnitte sind jedenfalls echt und überzeugend.

Beeinflusst haben ihn seine Lehrer kaum. Er suchte bei ihnen auch nie mehr als technische Fertigkeit. Zunächst war er Schüler Ritters in Düsseldorf, bezog dann die dortige Kunstgewerbeschule und war von 1916 bis 1918 Soldat. Eine Zeitlang bei den nach Bendorf

am Rhein übergesiedelten Eltern sich aufhaltend, studierte er weiter bei Alois Kolb in Leipzig und bei Adolf Schinnerer in München. Augenblicklich lebt er vorübergehend in dem thüringischen Rudolstadt.

So verdankt er eigentlich alles sich selbst, vor allem seine gründliche Kenntnis der Natur, die er, wie Artur Volkmann das in seinem schönen Buche „Vom Sehen und Gestalten“ vom Künstler verlangt, „in der Hauptsache auswendig kann. Denn nur dann kann er im eigentlichen Sinne des Wortes schöpferisch sein.“ Karl Stöck hat ihn im „Türmer“, „als echtes, deutsches Talent“

gekennzeichnet, „in dem sich scharfe Naturbeobachtung mit jener Gemütsstiefe vereinigt, die in den Erscheinungen der Natur die Zusammenhänge mit einem Geistigen wittert“. Das trifft zu. Geißler weiß mit Novalis, daß wir „mit dem Unsichtbaren näher als mit dem Sichtbaren verbunden sind“. Dadurch bekommt sein Werk, das sich stetig durchzusetzen beginnt, das Tiefreligiöse, aus letzten Brunnen Quellende, das uns immer wieder gläubig auf die wachsende neue Jugend schauen läßt, die schon Horizonte sieht, und die er rein und scharf ausprägt. Unter seiner Führung können die „Neudeutschen Künstlergilden“ eine geistige Macht werden, von der wir noch manches für ein neues Deutschland erhoffen dürfen.



Willi Geißler (1922)

Ex libris

Bühnenmärchen und Märchenbühne

Von Karl von Selner

Es war einmal ein Dichter. Der erzählte den Kindern seiner Zeit ein einziges Märchen in endlos vielen Bildern: vom „Sommernachts-
traum“ bis zum „Sturm“. Das war seine
Flucht aus dem betäubenden Wirklichkeitschaos

hätte schöpfen und bergen können sieben Lebens-
alter und darüber hinaus: dieses Meer wäre
unerschöpft geblieben wie seit den Kindertagen
der Menschheit, da Homer die Irrfahrten des
Odysseus erzählte.



Willi Geißler (1919)

Leidende

der Königshistorien: des verlogenen Weltge-
schehens und gemeinen Grauens in die wohl-
durchsonnte Zauberordnung herzlicher Wahrheit.
Er wußte sich als Verweiser aller tiefer-
funkenen Schätze, die das Meer der Volksseele
in das weite Becken seiner Dichterbrust trug.
Unter dem Dome seiner Formerhände häuften
und ordneten sie sich zu Gnadenbildern. Er

Aber es kam eine Zeit herauf, in der die
Ufer versandeten, vereinsamten, verdorrten;
auch die reichsten und blühendsten, sonnigsten
Buchten: das deutsche Volksmärchen. Es blaßte
in die Vergangenheit, bald nachdem zwei deut-
sche kindlich-männliche Menschen alle die
Blumen, die dort blühten, zum Strauße ge-
bunden hatten: es schien, als würde das Buch

der „Kinder- und Hausmärchen“ zu einem Denkmal verstorbener Zeiten, und der leise Duft welkender Blumen steigt aus den Grimmschen Worten: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren, immer seltener werden“ . . . Das Märchen ward hinter den Ofen, in den Mund der Mägde verwiesen, ward und wird als seelenloses Puppenspiel vor die Komödiantenrampe gezerrt. Seine Engelsstimmen werden zu albernem Geplapper zerquetscht. Sein goldener Sinn überroßte im scharfen Hauch einseitiger Geistigkeit, ward endlich Lüge genannt von einem Wirklichkeitsgeschlechte, dessen harte Kehle den singenden Mund überschrie, dessen grober Tritt über die Gebilde aus Sonnenstaub stampfte. Das Märchen versank in der Besinnungslosigkeit, geriet unter den Taumel, verschüchterte hinter dem tierischen Ernst eines Erwerbslebens mit seinem scheinheiligen Wappenspruch „Kampf ums Dasein“, der keine Nötigung hatte unter den Beziehungen des irdischen Völkerlebens. Am Ende nachtschwarzer Tage und brandroter Nächte, als jener Ernst zu Krampf und Verzweiflung sich verzerrte, erstarrte, erstarb; als die künstlich grelle Feuersbrunst unserer geistigen und leiblichen Habe uns die Augen müdegeblendet, das Toben und Totschlagen um das Glück anderer unsere Ohren tauberissen, unsere Körper entnerot, unser Sein verarmt hatte, — da wachte das Märchen als eine Kнопe neuer Lebensblüte wieder auf. Es wachte leise, und immer dringender, die verschüchtert lagen unter einer willkürlich machtgetürmten, machtzerschmetterten Wirklichkeit, stand lächelnd und schluchzend, verheißend und erfüllend vor ihnen: lehrte sie wieder lachen und weinen, wünschen und glauben: den Menschenfrieden. Sie wollen wieder Märchen hören!

Märchen ist die Welt jener Wesen, für die ich keine schöneren Worte finde als Grimm: Innerlich geht durch diese Dichtungen eine Reinheit, um deretwillen Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellos glänzenden Augen, die nicht wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind.“

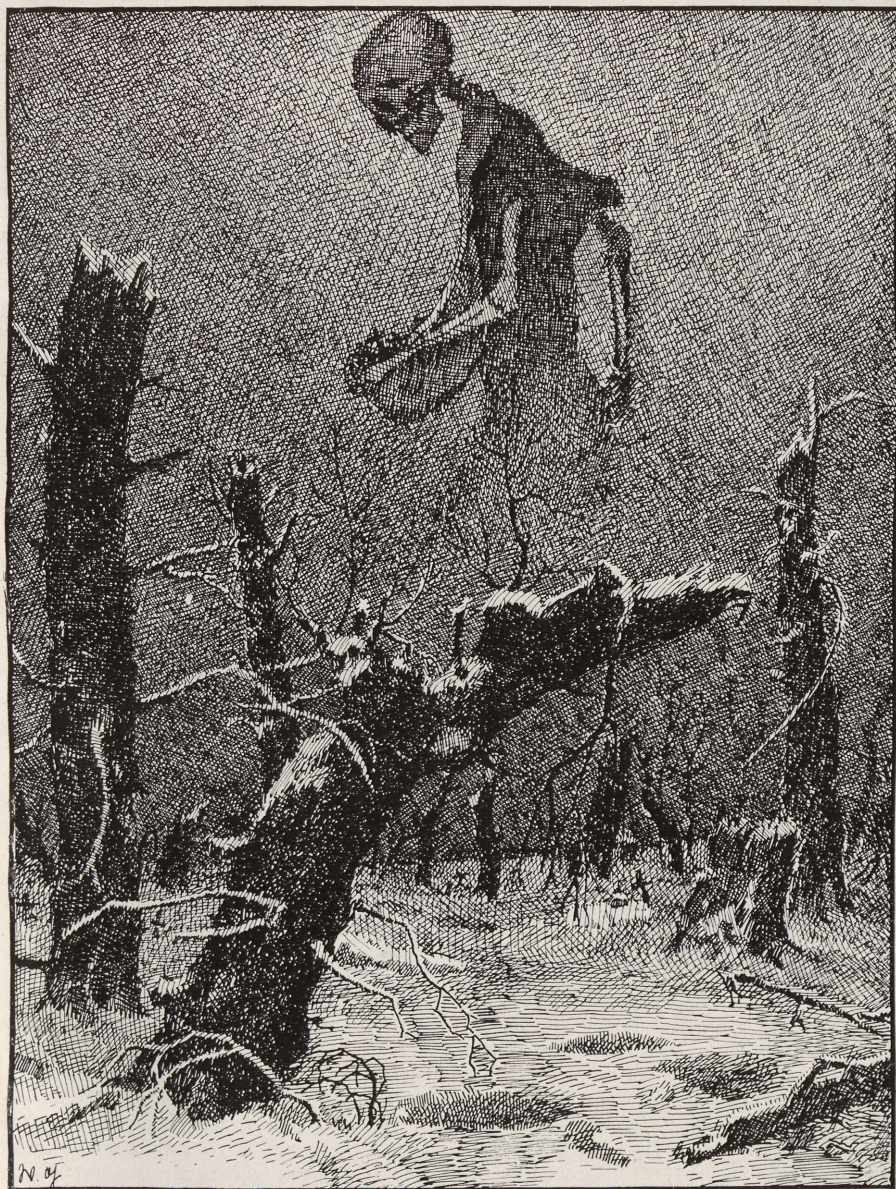
Der Grundirrtum über das Wesen des Märchens geht aus von den Romantikern. Sie hatten sich selbst mit Phantastik belastet, seiner als eines für die Phantastischen bemächtigt, es als Tummelplatz eigener Unstetigkeit besetzt. In Wahrheit ist Märchen Erzeugnis fruchtbarer, or-

ganisch bauender Phantasie, gewachsen auf fester gesunder Erde, von innerster Stetigkeit. Nicht sprunghaft, flackernd: stark, warm, reifend ist sein Licht. Denn Märchen wohnt in den Tiefen der Menschenseele. Märchen ist, entgegen irrtümlichem Glauben, durchaus keine romantisch sentimentale Angelegenheit, sondern naives Produkt unendlich älter als die Romantik, von ihr bloß in weite Kreise getragen, literarisch gemacht.

Ludwig Tieck, Stammvater der Generationen sogenannter Märchenspieldichter, bis hinab zum Weihnachtsbenefiziantentum phantasielosster Lustspielregisseure, hatte sich des Märchens als Mechanismus mit allen erdenklichen Bewegungsmöglichkeiten für „romantische Ironie“, das ist: Kritik der Zeiterscheinungen, bedient, hat seine süßen Glieder verrenkt, sein Herz zerlacht, seine Seele zerflittert, seinen Glockenklang verstimmt. Seine Nachfahren sanken, beschwert vom Grobstofflichen, in die Niederungen des Undichterischen und krümmen sich dort bis heute weiter.

Nicht also um einer Romantik willen, die etwa in ihm liege; nicht wegen seiner weltfremden, oft drastischen Naivität rufe ich nach dem Märchen. Sondern um jener seiner Weisheit willen, die weit tiefer geht als sittlichen Spekulationen: hinab in jene kristallklare Tiefe, die vielen in ihrer Klarheit nicht tief genug erscheinen will, in die aber Sinne und Geist immer wieder tauchen wollen, wenn sie vom Heute zum Morgen sich rüsten.

Träger des Märchengeschehens sind die Märchenwesen. Nicht flitterhafte, wie Puppen einander gleichende „Märchenprinzessinnen und -Prinzen“, gute und böse Feen, antilose Prinzipien, seelenlose Mächte: — sondern Menschen, adelig durch ihre Freiheit, mächtig durch die Stärke ihrer Gefühle, der Kraft ihres Wünschens, Menschen von Fleisch und Blut, erfüllt mit einer Seele, beglückt und beglückend in dem Glauben an eine Wahrheit, d. i. treue Hingebung an das eigene Wesen und an das Wunder als an die natürliche Erfüllung dieses Wesens: an eine Kraft, die dieses Wesen von den Gewalttätigkeiten und Launen zufälliger Wirklichkeitsgebundenheit löst und ihnen den gemeinsamen Pulsschlag nach den Gesetzen eines Lebens in Wahrheit gibt. Das Wunder im Märchen ist Bildwerden der in ungemeiner Intensität ausstrahlenden Wünsche, Gefühle, Gedanken: Strahlungen, die in der Atmosphäre des Märchenraumes zu Bildern kristallisieren, im Geschehen sich verdichten.



Willi Geißler (1917)

Totenwald

Bis hinauf und hinab in die Tiefen und zu den Höhen menschlichen Tuns, menschlichen Irrtums, menschlichen Schmerzes, menschlicher Freude strahlen die Märchenwesen für den, der ihnen in die Augen zu sehen vermag, ihr Leben. Ihre Heimat ist das All. Dort treffen alle Stimmen der Natur zu einem einzigen Akkord zusammen, der in Stärke und Polyphonie das homerische bestimmte, der der Orgelpunkt des Shakespearischen ist. Voll Gefühl, ohne den leisesten Zug von Sentimentalität; wunderbar und selbstverständlich, rätselhaft verschlungen und klar; unendlich vielfältig und im Notwendigen begrenzt; jedes einzelne dieser Wesen durchaus seine eigene Sprache sprechend, eigen in Gebärden, im Rhythmus der Bewegungen, in Gewohnheiten, Wünschen, Menschlichkeiten; alle im gemeinsamen Elemente unbeschränkter Bewegungsfreiheit an strenge Gesetze gebunden, einen Freistaat unter sich bildend; eine Samilie, der Wahrhaftigkeit und Schönheit entsprungen und ihnen allein verpflichtet, — lauter Königskinder: so sehe ich die wirbelnde Fülle dieser süßen Gebilde erlöset in die leuchtende Form.

So zuversichtlich erwarte ich auch von hier aus das neue Licht über unsrer und unsrer Kinder Seele, wie es nur der darf, der als Zweck schmerzhaften Aufgebens des ganzen verdödeten Welttheiles menschlicher Vorurteile und Häßlichkeiten die Besiedelung einer wiedererdeckten inneren und äußeren Welt erkennt. So inbrünstig ersehne ich das Goldene dieser Kunst; so reißlos heiter wünsche ich ihre Gebilde, so ganz um ihrer selbst willen, wie sie nur den Notwendigkeiten wurden, der diese verwilderte Zeit der Zweckhaftigkeiten durchlebt.

Märchen wollen erzählt sein.

Märchen erzählen heißt: Verworrenes entwirren, Wunderbares entschleiern. Nicht mit dem Verstande und mit den Fingern, sondern mit dem Gemüte. Ein rauher Griff, ein unreiner Gedanke, ein falscher Ton, — und die Gebilde aus Lichtstrahlen zerknittern und entseelen.

Märchen erzählen wir den Kindern.

Wer sind die Kinder? Das steht nicht in den Geburtscheinen, sondern in den Gemütern; wird nicht bestimmt vom Alter der Köpfe, sondern von der Jugend der Herzen. Und so wünsche ich zu recht vielen zu reden, von ihnen allen verstanden zu sein, — von der großen Gemeinde der kindlichen, das heißt jener Menschen, die irgend den Willen zur Schönheit, zur Freude, zur Wahrhaftigkeit haben.

Wer ist der beste Erzähler?

Die Bühne. Denn sie verfügt über die reichsten Mittel der Erzählungskunst. Sie ist der gegebene Raum für das Erzählen. Denn Erzählen heißt in die Phantasie stellen. Und in diesem Raume löst sich vom lebendigen tönenden Worte die Gebärde, tausend Lichter, unendlich fließende Farbe, — alles in Einem: Brechungswirkungen des dichterischen Wortes im festumgrenzten Raum, in seiner von tönenden und leuchtenden Schwingungen gesättigten Atmosphäre, — die für alle Sinne wahrnehmbare Emanation des suggestiven poetischen Wortes als bildnerisches Material, der volle, sinnliche Akkord allen Wollens, Fühlens, Wissens: das blühende, besetzte Spiel. In ihm will das Märchen nicht deuten sondern darstellen, nicht belehren sondern verkünden, nicht beanspruchen sondern bestehen.

Kein Bühnenwerk ist wahrhafter als das Bühnenmärchen; denn das Märchen ist aus sich Verkündigung der Unwirklichkeit. Ist im vollen und letzten Sinne der von aller Täuschung befreite Schein, der nie die Wirklichkeit erreichen will. Alle Unwahrhaftigkeit der Bühne ist Folge aus dem bewußten Willen, irgend Wirklichkeit vorzutauschen. Darum muß auch umgekehrt das Märchen, als das bewußt Unwirkliche, auf der Wirklichkeitsbühne mit ihren Täuschungsmitteln — und das ist die Bühne von heute vornehmlich noch — unwahr erscheinen.

Eine Reihe deutscher Bühnen hat nun mit Aufführungen meiner Märchendramen und Legendenspiele dem Stil für Märchendarstellung Wege erschlossen, die aus barock-romantischer Tradition und völliger Verfall der Gattung in die Freiheit blühenden reinen Spieles führen werden. Die glückhafte Tatsache beginnender innerer und äußerer Umstellung des Theaters einerseits, dichterische Erfüllungen andererseits geben mir Recht und Pflicht zu wirklicher neuer Märchendarstellung aufzurufen. Daß solche Forderung noch nicht gestellt wurde, daß natürlicher Grund: es gab die reine Gattung des Märchendramas bisher überhaupt nicht. Begeben sich Dichter heute ins Märchen, so wird es ihnen nicht mehr als Mischungselement. In „Hanneles Himmelfahrt“ hängt das Märchen als ruhrendes farbiges Bild in grauer Armutlichkeit. Hier ist Märchen Ausgeburt totkrankender Phantasie, Dampf aus fieberheißem Körper: dramatisch ein ganz Unorganisches subjektiver Erlebnisse des sterbenden Kindes neben objektiver

Darstellung seiner realen Umgebung. In der „Versunkenen Glocke“ ist es nicht Wesentliches, sondern Formales: symbolisierendes Attribut. „Und Pippa tanzt“ ist Mischung, bedenkliche Mischung aus Wirklichkeit und Wachtraum, verfinnlicht durch das Gegenständliche des Märchens:

druck entstanden, wie alles Strindbergische, Experiment und im Symbolischen verhaftet. Notwendig fehlt allen diesen Erzeugnissen das Unmittelbare, Selbstverständliche mit der stofflichen Reinheit, dem Diamantenen des Märchens, das nicht Rätsel, sondern Verkündigung, nicht Stoff-



Willi Geißler (1922)

Gefesselter

Schulbeispiel unreiner Gattung und unreinen Stoffes. Weit tiefer rührt Maeterlinck, am tiefsten im „Blauen Vogel“, an die Wurzel des Märchens; ihm ist es auch mehr als Brücke in eine Welt seelischer dunkler Geheimnisse, wesentlich mehr als Dekoratives. Aber letzte, entscheidende Unmittelbarkeiten sind nicht da; es hängt ein Flor vor allem Geschehen, der es aus dem Bildhaften nicht heraustreten läßt. Endlich bleibt Strindbergs „Schwanenweiß“, unter Maeterlincks Ein-

liche Hülle, sondern Kern des Seelischen ist.

So verpflichten meine Forderungen nur Märchengestaltungen, die das Märchen rein und um seiner selbst willen dichterisch-dramatisch umfassen, die ganz in seinem Schwerpunkte hängen und damit aus dem Menschlichen ungebrochen ins Kosmische und Mythische strahlen. Aus dem Wesen solcher Märchengestaltung heraus umschreibe ich andeutend aber fest die Gesetze, unter denen sie auf der Bühne steht: des Her-

auslösens des Märchens als reinen Wesenskern aus zahllosen krausen, unwesentlichen Verhüllungen, Vorwänden, Zwecken, Entwertungen.

Die Begebenheit im Märchen ist schlicht und klar, stark und tief: so ist die schlichte reine Linie der feste Weg alles Märchengeschehens. Die Seele des Märchens ist das Wunderbar-Selbstverständliche, die goldene Leuchtkraft der Linie, die ihr das Schwebende gibt. Der Rhythmus des Märchens ist Farbigkeit in sinnlich blühendem Wechsel, der die schwebende, leuchtende Linie beschwingt. Indem sie leuchtet und schwingt, klingt sie in jenen silbernen Tönen, die in den letzten Dingen alles Menschseins wohnen; bald trauernd, bald jubelnd, dort werdend, hier gewährend erwachen, als tausendfältige Stimme aller Naturdinge im Menschlichen sich brechen: zum dichterischen Worte sich ordnen.

Dann also wird die Bühne diesen Ton unfehlbar treffen, wenn sie das Dichterwort äußerlich und innerlich dichter-treu wiedergibt; denn der Dichter selbst empfing und gab alles im Worte. Das beseelte Menschenwort ist der Stoff, aus dem auch die Bühne ihr Werk zu formen hat: nirgends ist es in so hohem und einzigem Maße Erreger aller sinnlichen Darstellungsaggregate der Bühne wie im Märchen. Dort klingt, leuchtet, gebärdet sich alles so intensiv, daß Gebärde, Licht, Klang als Dreieinigkeit nur mit dem Worte ihren Sinn erhalten, das ihre Gebärerin ist.

So ist das Märchen echtgeborenes Kind jenes Weltraumteiles, in dem kraft dichterischen Willens und Wortes alles zu einem Leben sich ordnet, das wohl seinen Trieb, nicht aber seine zufällige Stofflichkeit aus der Wirklichkeit zieht; das nirgends anderwärts lebt als aus diesem Willen und in jenem Weltraumteile, ihn aber damit zum Sinnbilde des Weltalls verdichtet, gleichsam den Hohlspiegel darstellt, in dessen Brennpunkt Weltlicht, Weltklang, Weltbewegung — Weltgeist sich sammelt.

Nicht aus Prunk und Phantastik der Requisiten, sondern aus Glanz und Wärme des dichtertreuen Menschenspiels; nicht aus materiellem Betonen des Wunderbaren mit überladenen Stofflichem und in technischen Kunststücken, sondern aus dem Schlicht-Selbstverständlichen alles wunderbaren Geschehens steigt die leuchtende, klingende, beschwingte Linie des Märchen-Spiels auf. Auch nicht dem Spartanischen im Szenischen ist damit das Wort geredet, wenn die Not der Zeit gelegentlich auch

hier eine Tugend machen möchte. Aber der unerschöpfliche Reichtum des beseelten Menschenspiels wird seinen Glanz am stärksten dort entzünden, wo er nicht überschrien von blendenden Illusionskünsten, sondern ausgebreitet ist auf harmonisch gegliederten Raumakkorden.

Sinnfälligkeit ist das Wahrzeichen lebendiger Kunst; Sinnfälligkeit ist Voraussetzung für das Geschehen auf der Bühne; sinnfällig ist das Märchen. So drängen beide, Märchen und Bühne, zueinander, und dann wird dort im künstlerischen Festen der Lebensfreude aller Geist Sinn, aller Sinn Geist. Alle besten Säfte des Volkskörpers, aller Duft seiner Seele verdichtet sich zum schlanken, regenbogenfarbigen Kristall. Und damit ist dem Märchenerzähler vor seinem tausendstimmigen Instrument Bühne der Schlüssel zu den Registern, das Geheimnis der innerlichsten Wirkung in die Hände, auf seine Schultern die Bürde der Forderung und die Verantwortung seines Tuns gelegt; in seine Seele die Seele der dichterischen Gegenstände gesenkt, daß beide aneinander erwärmen und sich entzünden.

Jeder einzelne dieser Gegenstände trägt seinen durchaus eigenen Grundakkord als Klangelement eines gemeinsamen großen symphonischen Gewebes gebunden in sich. Bei den Brüdern Grimm ist es immer nur der eine Ton, der in seiner Gleichheit, bei aller Liebenswürdigkeit und stillen Innigkeit, die Mannigfaltigkeit und Wesensverschiedenheit der Einzelwesen und ihrer Schicksale umkleidet. Das Märchen vom Marienkind, von der Gänsemagd, vom Froschkönig, vom Schneewittchen und vom Rapunzel: es ist überall die gleiche heimelige Farbe, derselbe süße Ton, überall dieselben Wesen mit den nämlichen großen, goldenen Augen. Vielleicht ist es Ehrfurcht der Gelehrten, die selbst keine Dichter, mit dem Darstellungsmittel des schlichten, beinahe sachlichen Berichtes, nur zuweilen überhüpft von einem leisen Lächeln, leicht gekräuselt von einem heimlichen Seufzer, scheu durchstreift sich persönlich zurückhalten hinter dem großen Herzen ihres Volkes, dessen Schläge in seinen Märchen donnern und zittern, klagen und jubeln. Und sie zeichnen mit Fleiß und Gründlichkeit die ewigen Spuren dieser Schläge nach? Eben darum aber ist diese Bibel des Märchens, Offenbarung der tausend Zungen desselben Herzens, der Grundriß für das Wohngebäude der deutschen Märchenwesen, diesen Lieblingen aller Geringen und Hoffenden, aller Liebenden

und Vergessenen, aller werdenden und Enttäuschten, aller Singenden und Versumtten; ist sie das Feld gleichmäßiger Maschen des Grundes, auf dem der Nacherzähler die ganze Fülle seiner Formenhaftigkeit und Farbigkeit auszubreiten vermag. Er findet die dichterischen Gegenstände im besten und fruchtbarsten Sinne verstofflicht. —

Der Schöpfungsvorgang, dieses einander Durchdringen von dichterischer Persönlichkeit und poetischer Materie, vollzieht sich bald zwanglos, bald schmerzhaft; ist bald erkaufte mit restlosem Verzicht, etwa auf Eitelkeit bloßen Könnens, bald geschenkt in glücklichster Vermählung. Es ist der steile Weg ins Fabelland der Wahrheit und Schönheit durch dunkle Stollen und goldene Schächte bis zum Feuer der Welt. Hier wird der Dichter Schöpfer oder Stümper. Tut er dem natürlichen Wuchse der Urwesen Gewalt an, so zerbricht er ihren

teste Ausblicke auf die Seele der Welt. Gerade hier wird unter schwersten persönlichen Opfern die Polyphonie der Erscheinungen gewonnen und erhalten, ohne in Spalttöne und unklare Akkorde zu verfallen. Ganz besonderer Takt ist Voraussetzung, ohne den es unversehens zum gewaltsamen Verbiegen der monumentalen Linie

in Künstlichkeit und Unwahrscheinlichkeit führt. Dort, wo dieses Geschehen schon ungehemmt, wechselvoll bewegt, innerlich und äußerlich sinnvoll, wie das Volksgefühl eben dichtete, auch in einem gewissen ursächlichen, dramatischen Rhythmus fließt, reißt der Lebensstrom den Dichter mit sich; und er, mitgerissen, reißt weiter fort und hinauf auf die höchste Plattform gebundener Vitalität: zum Kunstwerk. Wo der Lebensstrom aber stockt, wo er plötzlich im steinigen Boden allzu oft sich verliert, wie die Seele der Völker zuweilen in dunklen Stun-



Willi Geißler (1922)

Die Zuchthausrosee

Körper und bringt ihre und seine Seele zu Schaden; wird nicht ihr Befreier; verschüttet sie; und sie sterben wie die leichten Vögel in derben Bubenhänden. Als Bildner erfindet er, nämlich: findet neue Verbindungen vorhandener Elemente, deckt sie auf, verwertet sie, die vielleicht in allen Enden dieser Welt zerstreut und verborgen sind. Zueinandergestellt in Urzusammengehörigkeit, öffnen sie tiefste Einblicke in das Herz aller menschlichen Vorgänge, wei-

den des Mißgeschicks, oder in Jahren der Satttheit: dort reißt der Dichter ein, dringt nach, baut um. Er befreit das ursprüngliche Wesen von einer Hülle, die Unzulänglichkeit, Mißverstehen oder engere, etwa lehrhafte Zweckmäßigkeit darumgelegt haben. Er holt Verschüttetes an die Sonne, erwärmt Erstarrtes in seinem Atem. Und was als willkürlicher Anbau erscheinen mag, wird Ausbau bis ins Letzte.

Hier aber bin ich schon mitten in den Geheimnissen des Werdens, das selber Märchen ist: in Geheimnissen, die, fürchte ich, sich verflüchtigen, wenn sie vom Verstande belauscht werden. Ich kann den langen Weg zur Vollendung nur andeuten. Aber ich darf fest hinaufzeigen an sein Ende: dort liegt hinter einer goldenen Pforte, zu der der Dichter einen hartgeschmiedeten Schlüssel: sein Werk, mit sich trägt, ein weiter tiefer Garten. Darin spielen in der Sonne schöne, nackte Wesen: lauter Königskinder. Und das sind die Märchen: Sonnenspiegelungen unser selbst auf der Schaubühne besseren Bewußtseins, durchleuchtet von dem Gefühle einer Gottmöglichkeit. —

Daß die deutschen Volksmärchen, die die Brüder Grimm zusammengetragen und unter dem Sammelnamen „Kinder- und Hausmärchen“ herausgegeben haben, noch etwas ganz anderes sind als ein Buch für Kinder; daß dieses Zeugnis treuer Volksliebe, innigen Herzensverstehens, wunderbarer Naturnähe starkgeistiger Menschen nicht mehr, aber auch nicht weniger bedeutet als den Niederschlag einer Urpoesie voll mythischen Sinnes, einen rührenden Hauch menschlicher Leidens- und Freudengeschichte über den Alltag eines immer rauberer, immer einseitiger auf den Vorteil des Einzelnen eingestellten Erwerbslebens; daß dieses Buch ein unendlich kostbares Gefäß ist, in dem köstliche Früchte, unter den Jahreszeiten materialistischer Dürre zusammengekrumpft liegen; in sich, wie das scheinbar vertrocknete Korn, die Macht auf-

gespeichert halten, im rechten Boden und unter den rechten Himmeln zu Wunderwäldern sinnlich-geistiger Lebensformen auszutreiben, — dessen bin ich mir staunend und beglückt bewußt geworden, als meine Kinderträume wieder kamen in Ruhestunden zwischen Lebensstürmen und den grauenvollen Erfahrungen in dieser Zeit allgemeinen Selbstzerfleischens und tierischer Gier gegenseitigen Verschlingens. Aus ihm habe ich den für Viele und immer mehr törichtsten Glauben gehoben an eine wieder-schöpferische Zukunft, und ich begann dann in der Reihe meiner Märchendramen und Legenden-spiele*) es zu versuchen, diesen Glauben in mir selbst und noch in denen zu festigen, die ihn bestätigt haben wollen mit den Worten und Bildern eines dichterischen Willens. So möchte ich jene Form gefunden haben, mit der sich die epische Fläche des schlichten Berichtes zum klingenden Raume rundet, zum leibhaftigen Geschehen verdichtet und es mit unserer Seele und mit unserm Blute erfüllt. Und ich wünschte mir, daß viele vor diesen Spielen etwas erlebten, das ihnen tief vertraut ist und dennoch dem Auge in farbigen, tönenden, bewegten Bildern zum ersten Male Wunderdinge zeigt: die bewußten und unbewußten letzten Wünsche unserer Seele.

*) Bisher sind im Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M. erschienen: die Legenden „Gevatter Tod“, „Marienkind“ und „Bruder Lustig“; die Märchendramen „Die Gänsemagd“, ein Tier- und Menschenmärchen“, „Der Froschkönig“, ein Brunnenmärchen“, „Schneewittchen“, ein Wintermärchen“, „Dornröschen“, ein Blumenmärchen“, „Rapunzel“, ein Gartenmärchen“.

Das Krantor

Was stehst du so von Ernst umwölkt, mein Tor?
Du Mal! Du Spuk! Herrliches Ungeheuer!
Arthieben gleich brechen die Abenteuer
aus deinem Wetterangeficht hervor.

Ich ruf dich an beim heil'gen Florian
(der dein geweihtes Holz vor Brand behüte):
„Neige dich mir in deines Alters Güte!
Sieh: Liebe hieß mich deinem Kummer nah!“

Und tiefer über nachtend blaue Flut
schiebt sich des Tores braune Riesenhaube:
„Warum ich grolle? Weil ich nicht mehr glaube
an Euer Tun, fragender Sohn der Brut,

die mich umgibt, umgirt, umspeit, umkeucht
mit krummem Rücken und mit vielem Schwäzen,
die Schmerz verschleudert wie den Leib die Megen
und deren Herd von fremder Art verseucht.

Ich sehne Säuste, Koggenstolz und Stahl,
ein Schmerzgeschlecht von Handelnden und Schweigern! —
Bis dahin laß mir Fernsein und Verweigern
und forsch' nicht in meinem Blick der Qual!“

Turgeneff und Theodor Storm

Von Gertrud Storm

An dunklen Winterabenden durften wir Kinder mitunter vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen zu unserm Vater in sein Studierzimmer kommen. Das einzige Fenster hatte den Blick in den Garten. Im Frühling nickten weiße Hollunderblüten ins Zimmer, und unser Vater konnte in der Lindenlaube vor dem Hause seine Kinder spielen sehen. Im Winter glitt der Blick über beschneite, weiß schimmernde Gärten, und wenn der Sturm kam und am Fenster rüttelte, dann hatte die Behaglichkeit im Zimmer ihren Höhepunkt erreicht. Die Wände der Studierstube waren tief rot, die Decke von dunklem, geschnitztem Eichenholz, an den Wänden standen alte, ehrwürdige Bücherregale. Vor dem alten Sofa, auf dem mein Vater schon als ganz kleiner Junge hin- und herlief, die eingelegte Hirschjagd betrachtend, stand ein Tisch mit einer schwarzen, polierten Platte. Wenn die Hängelampe über dem Tisch brannte, setzten wir Kinder uns erwartungsvoll um ihn herum, meine Mutter saß meistens, und das erhöhte noch die Behaglichkeit, etwas seitab mit ihrem schnurrenden Spinnrad. Nun breitete Vater die wunderbarsten Bilderbücher vor uns aus, alleine durften wir sie nicht ansehen. Die „Schiefertafelbilder“, das Buch von der „Insel Marzipan“, der „Vorgeschichtliche Mensch“ und viele andere, von denen er uns die wunderbarsten, ewig unvergessenen Geschichten erzählte. Mitunter baten wir ihn, uns sein Photographiealbum zu zeigen — heute ist es mir wie eine Illustration zu allen seinen Briefen. Besonderes Interesse hatte der russische Dichter Ivan Turgeneff für uns, der uns aus wunderbar schönen und guten Augen anblickte. Neben seinem Bilde steckte das einer so häßlichen, aber geistvoll blickenden Frau, daß sie uns Kindern allein schon um dieser Häßlichkeit willen interessant war.

Das war die in Paris geborene Sängerin Pauline Gargia — sie heiratete 1841 den französischen Schriftsteller Viardot. Ein seltenes, reines Freundschaftsverhältnis verband diese drei bedeutenden Menschen. Turgeneff soll, so erzählte mein Vater, die Viardot so „geliebt haben, daß er nie geheiratet hat, obgleich er in dem ersten Brief an Ludwig Pietsch von einer Tochter erzählt. Sein Leben war von dem der Viardots schließlich unzertrennlich.

Eine uns unvergeßliche kleine Geschichte von Turgeneffs Großmutter mußte Vater uns jedesmal von neuem erzählen, wenn wir das Album besahen. Turgeneff selbst hatte sie Vater erzählt. Diese Großmutter ist eine stolze und grausame Frau gewesen, die ihre Leibeigenen mit eigener Hand mißhandelt haben soll. Eines Morgens sollte ein junger Knabe ein Feuer im Kamin anlegen. Es ging der Dame nicht schnell genug, sie nahm einen schweren Feuerhaken und schlug dem Knaben mit ihm über den Arm, daß er brach. In dem Augenblick wurde Besuch gemeldet. Sie warf den Knaben auf eine Bank und bedeckte ihn mit einem großen Kissen, mit dem die Sitzbank belegt war, und setzte sich, wie die Gäste eintraten, auf seinen Kopf — und wie sie wieder fortgegangen waren, war der arme Knabe tot.

Turgeneff soll, als er sein Erbe antrat — er besaß südlich von Moskau ein Gut Spakkoie — allen seinen Leibeigenen die Freiheit geschenkt haben.

Die Veranlassung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen meinem Vater und Ivan Turgeneff war der Tod meiner Mutter. Am 4. Mai 1865 gab sie ihrem siebenten Kinde, einer Tochter, das Leben. In Husum herrschte der Zeit das Kindbettfieber. Auch sie wurde davon ergriffen und war nicht mehr zu retten. An einem düstern Frühlingstage senkte man den mit Buchengrün und Maiglilien bekränzten Sarg in die alte Familiengruft auf dem St. Jürgenfriedhofe in Husum. Alte Einden, unter denen schon der erste reformierte Prediger Hermann Taft seine kraftvollen Reden hielt, umrauschen sie immer noch. Einsamkeit und das quälende Rätsel des Lebens trieben den Vereinsamten rastlos umher. Da traf eines Tages ein Brief von dem ihm seit Jahren befreundeten Kritiker und Schriftsteller Ludwig Pietsch ein, der ihm eine Einladung Turgeneffs brachte.

Pietsch hatte Turgeneff von dem Freunde im hohen Norden erzählt und von seinem schweren Verlust. „Storm muß zu uns kommen und natürlich bei uns wohnen“, rief er aus und lud ihn sogleich durch Pietsch ein.

Die erste Anknüpfung zwischen Pietsch und meinem Vater war die zarte Jugenddichtung „Immensee“. Der Verleger Alexander Dunker

forderte Ludwig Pietsch auf, einige Zeichnungen für die Dichtung zu entwerfen und sie dem Dichter vorzulegen. Das geschah. An einem herrlichen Maitage, so erzählt Pietsch in seinen Aufzeichnungen, besuchte er zum ersten Male den Dichter des „Immensée“, um ihm seine Zeichnungen zu bringen. Mein Vater fühlte sich in ihnen im Tiefsten verstanden — und der Faden eines Freundschaftsbundes war geknüpft, der bis ans Lebensende ungelockert blieb. Pietsch war eigentlich Maler. Außer dem illustrierten „Immensée“ sind noch seine Zeichnungen zu Reuters „Stromtid“ und zu „Goethe in Strassburg“ und die vorzügliche Porträtzeichnung meiner Mutter bekannt.

Wie ein Lichtstrahl fiel diese herrliche Einladung in meines Vaters verdüstertes Gemüt. Er reichte Urlaub ein und erhielt ihn und machte sich am 1. September auf die Reise. Ueber Minden, wo er Elise Polko, und Frankfurt, wo er Tcho Mommsen besuchte, gelangte er nach Baden-Baden. Turgeneff hatte noch in der Schillerstraße 277, bei Frau Arnstatt, einer mütterlich für ihn sorgenden Frau, seine Wohnung, Viardots wohnten am Tiergarten. Die reizende Villa, die Turgeneff sich nahe den Freunden erbauen ließ und die mein Vater „Schloß“ nannte, war noch im Bau. Alles Erzählen wurde aufs Mündliche verspart, so gibt es nur noch ein Rundschreiben an die Familie, das von diesem erinnerungsreichen Besuche erzählt. Alle, die uns sonst davon erzählen könnten, leben nicht mehr.

Baden-Baden

„Am Montag kam ich um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr abends in Frankfurt bei Tcho Mommsen an . . .“, heist es in dem Rundschreiben, „und nun lebe ich schon fast acht Tage in dieser paradiesischen Gegend, die ich leider wegen der unerträglichen Sonnenhitze nicht so recht genießen kann. Nur selten bin ich mit Pietsch, der seit sieben Wochen bei Turgeneff ist, auf den Bergen und in den alten Schloßruinen gewesen. In diesen sind die behaglichsten Wirtschaften eingerichtet, so daß man bei einem Glase Wein auf die köstlichen Schwarzwaldberge und die wunderbar mit Gärten, Villen, Schlössern über- und durcheinander gebaute Stadt herabsehen kann. Was soll ich von Turgeneff sagen? Das muß erzählt werden. Turgeneff ist einer der schönsten Männer, die ich jemals sah, eigentlich etwas fremdartig, aber höchst liebenswürdig. Schon am ersten Abend waren wir in der Villa Viar-

dot, die zehn Minuten von der Stadt liegt. In einem besonderen Gebäude neben der Villa liegt der Musiksaal. Nie habe ich bei einer Frau höchste Genialität und reines Menschentum in solcher Herrlichkeit ausgeprägt gefunden, wie bei der Viardot. Man möchte gleich vertraulich mit ihr sein, wenn die imponierende Größe der Persönlichkeit nicht davon zurückhielte.

Wie alle übrigen, so sprachen auch sie und Turgeneff vollständig geläufig deutsch. Viardot selbst, ein als spanischer und französischer Literaturforscher bedeutender Mann, spricht leider nicht deutsch und ich bekanntlich nicht französisch. Das genierte mich etwas. Turgeneff sagte: „Können Sie nicht wenigstens einige französische Worte murmeln?“ Das versprach ich denn zu versuchen und brachte es auch wirklich fertig, so daß die andern ausriefen: „Da kommt es ja heraus!“ Aber mehr kam denn auch nicht.

Als wir am ersten Abend in der Villa Viardot ankamen, waren Viardots im Theater und nur eine Schülerin der Viardot, ein Fräulein von Sörger, war da. Sie ist jetzt als Primadonna für die Berliner Oper engagiert, will aber durchaus nicht fort, weil sie sich in ihrer leidenschaftlichen Liebe nicht von der Viardot trennen will. Pietsch wird sie aber par ordre du mufti mitnehmen, wenn er zurückkehrt. Wir gingen noch lange bei dem wunderschönen Mondschein, der die Berge umher mit wahrem Zaubерlichte umgoß, im Garten umher, besahen im Mondschein Turgeneffs Schloßchen, das er sich dicht an der Villa Viardot erbauen läßt, und schöpften mit der Hand Wasser aus einer Quelle, auf die er so kindlich stolz ist. Endlich kamen Viardots, und es wurde köstlicher Tee getrunken, der mir aber eine schlechte Nacht bereitete. Um Mitternacht gingen wir nach Hause. Ich bin in den Kur- und den Spielsälen gewesen — ich habe doch eigentlich keine Vorstellung von einer solchen Wirtschaft gehabt. Diese jeunesse dorée, die man überall durch die offenen Fenster mit schönen Frauen der Pariser Demimonde bei kleinen Soupers usw. Geld vertuen sieht. Dies schwindelnde Genußleben der Geld- und Adelsaristokraten, wie weit liegt das ab von unserem Tagewerke und glücklicherweise auch von den schönen und bedeutenden Menschen, unter denen ich hier lebe.

Gestern (Sonntag) war musikalische Matinee bei der Viardot. Nur Fürstinnen, Prinzessinnen und Freunde des Hauses waren geladen. Dorne saß eine feine, freundliche Frau, das war die Königin von Preußen.

Niemals habe ich eine Persönlichkeit gesehen, die mir als Mensch und Künstler zugleich einen so bedeutenden Eindruck gemacht hat, wie die Viardot; es müßte denn dieser Prachtmensch Turgeneff sein. Er sagt sehr richtig von ihr: „Obgleich ihre allerdings gewaltige Stimme weder an sich schon noch jetzt mehr jung ist, so sind alle anderen Sängerinnen doch nur Singvögel gegen sie. Bei ihr hört man immer das Rauschen von Adlerschwüngen.“ Ihre Kompositionen Mörike'scher Lieder müßtet ihr hören. Da hört wirklich alles auf! Vor- gestern vom Diner bis Mitternacht draußen bei Viardots, wohin auch Hiller, der Komponist der „Zerstörung Jerusalems“, eine zeitlang kam. Gesang — genialste Musik. Ich sang auch eins von den wunderschönen Liedern der Viardot, während sie begleitete, und sie sagte freundlich: „Bravo, Herr Storm!“

Dann mit der Viardot und der Primadonna noch im Mondschein gewandelt in dieser zaubrischen Gegend.

Heute vormittag wieder mit Pietsch in den Bergen, tief unter uns die mächtigen Schwarzwaldtannen, dann ins Flußbad. Die Sonnenglut hier ist gar nicht zu beschreiben, und dabei weht vor allen Bergen und Wäldern dieser feine Septemberduft. Für einen, der sein Herz gesund in der Brust trägt, muß es entzückend sein.“

Am 15. September verließ mein Vater Baden-Baden. Der deutsche und der russische Dichter hatten sich gut verstanden und unvergeßliche Tage zusammen verlebt. „Ich bin zwar nicht Jupiter“, äußerte Turgeneff beim Abschied, „aber ich sage doch, so oft du kommst, sollst du willkommen sein.“

Die ersten zwei der nachfolgenden Briefe sind an Ludwig Pietsch gerichtet. Pietsch schenkte sie meinem Vater, um ihn mit Turgeneff vertraut zu machen. Turgeneff und mein Vater sahen sich nie wieder. Die „graue Stadt am Meer“ dünkte dem russischen Dichter aus der Welt liegend, und der nordische Freund konnte sich nur schwer entschließen, über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus seinen Wanderstab zu setzen — so schloß der Briefwechsel leise ein.

Aber Turgeneffs Name wurde in unserm Hause oft und liebevoll gesprochen, und seine Dichtungen gehörten zu den am meisten bei uns gelesenen.

Ivan Turgeneff an Ludwig Pietsch
Baden-Baden, Schillerstraße
den 11. März 1865

Ja, mein lieber Freund, Schwiegervater! Ein hübscher, blonder, dreißigjähriger Bursch mit einem langen Schnurrbart und energischen

Zügen, Namens Gaston Brüere, nennt mich „cher papa“ und vielleicht bin ich schon jetzt Großpapa — „an sich“ — wie sich der alte Hegel ausdrücken würde. — Sie können sich nicht meine Zufriedenheit denken: Ich hätte keine bessere Wahl treffen können — und meine Tochter scheint überglücklich zu sein. Sie wird in der Provinz leben, zwischen Vendome und Chateaudun — wo ihr Mann eine bedeutende Glasfabrik hat. Es war doch ein eigenes Gefühl mit dem Tage der Hochzeit etc. . . . ein sonnenbeschienenes, weißhalbindiges, kirchenkühlzeremoniellfreudiges und einfältiggläselndes Rührungsgefühl! —

Jetzt sitz ich wieder hier, an dem alten, lieben Fleck und bin ganz fidel, und habe — sogar — angefangen zu arbeiten. Das kommt mir ganz wunderbar vor. Daß man so etwas aufs Papier hineinwürgen kann! Wir wollen sehen, was daraus werden wird.

Im Tiergarten — und das ist natürlich die Hauptsache — geht es ganz gut.

Mm. Viardot hat sich in der letzten Zeit viel mit Komponieren beschäftigt — sie hat einen ganzen Cyklus Mörike'scher Gedichte in Musik gesetzt — wirklich ganz poetisch. Einige Sachen wie „Die Nixe Binsefuß“ und das „Verlassene Mägdelein“ — geradezu genial. Das werden Sie aber hören — wenn Sie hierher kommen — und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß, wann Sie auch kommen — No. 277 in der Schillerstraße beide Türflügel weit öffnet — und daselbe tut auch Frau Arnstett mit ihren „mütterlichen Armen“, wie die Kaiserin im letzten Akt von Wallenstein.

Nacht

Nun trinken alle Wesen
deine Kühle,
du heilige Nacht.

Die Dinge lösen
die schwere Zunge
und singen
vom Leben.

Was bindet
entschwindet
und schläft.

Dem Reinen
wacht
von der zweiten Welt
ein Scheinen.

Lachen und Weinen
sind nun Frieden
und werden
Eins.

Martin Bormann

Ich habe Ihre Goethesche Komposition (Goethe in Straßburg) vor einigen Tagen mit wahrer Genugthuung betrachtet und freue mich herzlich auf Ihre immer weiter um sich greifende Tätigkeit. Es ist etwas spät gekommen, aber Sie sind noch voll Leben und Kraft — Sie haben ein weites Feld vor sich. . . .

Grüßen Sie Ihren mir zugleich unbekannten und doch so bekannten Freund Konewka bestens. Ich stehe wirklich ganz beschämt und etwas verdußt vor all den liebevollen Beweisen literarischer Teilnahme. Das hab' ich wahrlich nicht erwartet — freue mich desto mehr darauf.

Und nun auf Wiedersehen! Ich grüße Ihre ganze Familie, drücke Ihnen herzlich die Hand und bleibe Ihr ergebener

J. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Ludwig Pietzsch

Baden-Baden, Schillerstraße 277
den 19. April 1865

Mein lieber Pietzsch, Sie haben ganz recht gehabt, an meine vermeintliche Durchreise nicht zu glauben — wie hätte ich Sie davon nicht in Kenntnis gesetzt! — Ich habe diese ganze Zeit Baden nicht verlassen und trete meine Reise nach Rußland erst am 8. Mai an. Ich gehe dann direkt nach Berlin und bleibe da wenigstens 24 Stunden. Werde ich aber Sie dort finden, bei diesem herrlichen Frühlingswetter und der bei Ihnen angeregten Wanderlust? Jedenfalls werde ich an der Mändlerstraßentüre anklopfen.

In Rußland bleibe ich nicht lange, höchstens 6 Wochen, und kehre dann direkt nach Baden zurück. Also vom 1. Juli an erwarten wir Sie — ich und Frau Arnstedt. Wir haben gestern im Tiergarten die silberne Hochzeit des Viardotschen Ehepaares gefeiert. Frau Viardot sah ganz jugendlich aus. Vor Kurzem hatte sie in Stuttgart die Rolle der Rosina im Barbier von Sevilla gespielt, mit einem ungeheuren Erfolge, und wahrlich, es gibt 20jährige Mädchen, die diese Frische und Lebendigkeit nicht besitzen. Möge es lange noch so bleiben.

Wenn ihre Musik Ihren Berliner Bekannten nicht gefällt, ist es ein kleines Malheur; dem Mörike hat sie in meiner Gegenwart seine von ihr komponierten Lieder vorgesungen; und der alte Sonderling war ganz außer sich, lief auf und ab wie ein Beseffener.

. . . Sie sagen mir wirklich viel zu viel Gutes und Süßes — und ich muß mich recht

schön bei jenen liebenswürdigen Damen für Ihre freundlichen Worte bedanken. Beiliegend folgt eine Photographie.

Es freut mich sehr, daß es in Ihrem Hause mit der Gesundheit besser geht: machen Sie sich nur keine hypochondrischen Vorstellungen. Ich muß sagen, daß sich nachstehender Satz wenigstens für mich immer als gültig erwiesen hat: „Was man ahnt, geschieht nie.“ Das Leben ist eine Reihe plötzlich herabfallender Blumen — oder Kieselsteine. Hoffen wir, daß letztere uns allen noch lange erspart werden.

Ich drücke Ihnen die Hand aufs herzlichste.

Ihr J. Turgeneff

Frau Minna Arnstedt an
Theodor Storm

Baden-Baden, den 28. Dezember 1865

Wertgeschätzter Herr Storm!

Welch große Ueberraschung und Freude haben Sie mir bereitet durch die Ueberschickung Ihres lieben „Alten“. Bis ich fertig war mit dem Lesen, wurde es auch Abend, auch ich verlangte nicht nach Licht, denn die Erinnerung an meine Jugend ließ ähnliche Bilder an meinem geistigen Auge vorüberziehen wie an unserm lieben Reinhard. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr liebes Geschenk, das ich um so mehr zu schätzen weiß, als es so selten ist, daß nicht mit der Abreise die Erinnerung erlischt an neue Bekannte. Herr Pietzsch hat mir schon zwei Jahre etwas versprochen von seiner Hände Arbeit, und zwar das letzte Mal bei seinem Hiersich Herrn Turgeneffs Bildnis, aber als echter Preuße nicht Wort gehalten! —

Herr Turgeneff ist Gott sei Dank gesund, geht viel auf die Jagd und ist wie immer gut und liebenswürdig gegen alle Menschen. Ja, Sie haben recht, wenn Sie glauben, daß es mir wehe tut, wenn Herr Turgeneff unser Haus verläßt. Und wenn er mich auch nicht vermissen wird in seinem neuen Wohnsitze, so kann ich doch rühmen, daß ich mit Liebe und Treue ihm gedient und keinen Gewinn im Auge hatte. Mein Wirkungskreis ist so klein, und mein Wissen so wenig, daß es mir nie einfallen könnte, daß ich Herrn Turgeneff mangeln würde, da alle mit mehr Verstand ihm dienen werden, aber gewiß nicht mit mehr Treue. . . Kommen Sie wieder nach unserm schönen Baden, so vergessen Sie nicht, bei uns einzukehren und in mein liebes Buch Ihren werten Namen zu schreiben.

Herr Pfarrer Hansen läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Am Tage Ihrer Abreise war er mit Frau und Kindern da, um Sie zu besuchen. Gott erhalte Sie gesund. Mit ausgezeichneter Hochachtung grüßt Sie

Frau Marie Arnstedt

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Baden-Baden, Schillerstraße 277
den 20. Januar 1866

Mein lieber Gast!

Sie haben gewiß finden müssen, daß ich ein faumseliger Korrespondent bin und wenig Dankbarkeit für Ihre so freundliche Gabe an den Tag lege. Ich wollte aber nicht eher schreiben, als bis ich das schöne kleine Buch gelesen hätte; kam aber nicht dazu, und da ich es endlich mit vieler Genugthuung auf einer Reise nach Straßburg verzehrt hatte, da warf mich ein bis jetzt unbekannt gebliebener Feind nieder — nämlich die Gicht. Ich habe einen heftigen Anfall davon gehabt, bin noch jetzt nicht ganz wieder hergestellt, und schreibe Ihnen in einer halb liegenden Lage. Doch ist der Schmerz so ziemlich verschwunden. Das Alter hat etwas gröblich an meine Tür geklopft, — nun, man muß sich fügen.

Ihre Erzählung ist so fein und zart wie nur möglich — und es liegt ein ganz eigentümlicher, poetischer Duft um die Figur der „Jenny“. Die Nacht mit der „Marmorstatue“ ist ein kleines Meisterstück. So etwas macht einem viel Freude, inmitten der Trivialitäten und Zereizen der sonstigen Tagesliteratur.

Mich freut es sehr, daß meine Sachen Ihnen gefallen: Was die „Erste Liebe“ betrifft, so ist es ein bißchen aus dem eigenen Leben gegriffen, zu realistisch, und manche verbauen so etwas nicht, haben auch vielleicht recht. Ueber die Fortsetzung meiner zwei Bändchen (Aus dem Tagebuch eines Jägers) kann ich nichts berichten. Ich glaube, der Verleger hat keine sehr glänzenden Geschäfte damit gemacht und will erst die Sache abwarten.

Ich bin allerdings mit einem großen Roman beschäftigt, den ich jetzt zu Ende bringe. Im Februar reis' ich nach Rußland und lasse das Ding in Moskau drucken. Ende April bin ich wieder in Baden, werde dann auch hoffentlich mein „Schlößchen“, wie Sie es nennen, beziehen.

Was Sie mir von Ihrem Leben berichten, hat mich auch recht herzlich gefreut. Sie haben sich ein Nest gebaut — und sitzen gemächlich im

Flaum. Ein großer und schöner Teil des Ichs ist abgestorben. Das passiert aber fast jedem Menschenkind, das über die 40 hinaus ist; und es pulsiert doch um Sie herum ein junges Leben, dessen Keime Sie gepflanzt haben. Will der Mensch mehr, so strafen ihn die Götter, wenn sie ihm im Voraus nicht schon alles gewähren. Aber diese Lieblinge sind selten, aber alle Lieblinge verdienen in der Regel diese Günst nicht, das ist aber nicht zu ändern.

Einen tragischen Ausgang zu Ihrer Novelle hätte ich vielleicht gewünscht, vom ästhetisch-misanthropischen Standpunkt aus nämlich. Den jungen Seelen wird es aber so besser imunden — und auf die muß man doch auch Rücksicht nehmen. Frau Viardot dankt für den Gruß. Sie hat diesen Winter viel komponiert — aber lauter Instrumentalmusik —, kleine Sachen für Violine und Piano. . . . Sie geht bald nach Berlin, wo sie zwei Monate zubringen wird. Wie wird sich der gute Pietsch freuen.

Und nun drücke ich Ihnen die Hand und wünsche Ihnen alles Gute in Ihrer „grauen Stadt am Meer“.

Ihr J. Turgeneff

P.S. Ich habe Ihren Gruß an Frau Arnstedt bestellt. Sie war sehr davon gerührt und läßt vielfach danken.

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Spakkoie, Dienstag, den 6. Juli 1868

Mein lieber Freund!

Spakkoie ist der Name eines kleinen Gutes, das ich besitze — nördlich von Moskau im Gouvernement Orel, etwa anderthalb Meilen nördlich von der Stadt Atzensk. Nehmen Sie eine Karte von Rußland und finden Sie das alles, wenn Sie sonst nichts zu tun haben. Mein Häuschen ist ärmlich und klein, es ist das einzige Ueberbleibsel einer viel größeren Wohnung, die im Jahre 1840 abgebrannt ist. Nur ist der Garten schön und groß, mit prachtvollen Lindenalleen — wenn Sie sich meiner Novelle „Gaut“ erinnern, da steht alles nach der Natur geschildert. Kurz vor meiner Abreise habe ich Ihren Brief mit dem liebenswürdigen Angebinde empfangen, wollte das Buch mitnehmen, habe es aber in der Hast und Unruhe der letzten Momente vergessen.

In ein paar Wochen bin ich wieder zurück und freue mich schon im Voraus auf meine Lektüre. Pietsch hat Ihnen aus Berlin eine

französische Uebersetzung meines letzten Romans schicken müssen (Fumée). Es gibt eine deutsche, die aber sehr schlecht ist. In der wöchentlichen Ausgabe der Augsburger Zeitung erscheint eine sehr gute von Hartmann. Das hat mir in Rußland viele Feinde gemacht; schlecht ist es deshalb doch nicht. Kommen Sie nicht nach Baden? Ich wohne jetzt in meinem neuen Hause und würde Sie mit größtem Vergnügen beherbergen. Verlassen Sie doch einmal „Ihre graue Stadt an der See“.

Moskau, d. 15. Juli 1868

Der Brief ist stehen geblieben, und jetzt sitz' ich hier seit acht Tagen mit einem schlimmen Podagraanfall und weiß nicht, wann ich meine Reise werde fortsetzen können. Das ist sehr traurig und dann — ich will aber, daß mein Brief an Sie nach Deutschland reise, wenn ich es nicht kann und so empfangen Sie Gruß und Handschlag von einem Kranken. Ich werde es Ihnen gleich mitteilen, wenn ich nach Baden zurückkehre. Leben Sie recht wohl und werden Sie nicht krank.

Ihr I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Baden-Baden, Tiergartenstraße 3
Sonntag, den 26. September 1869

Lieber Freund!

Ich schicke Ihnen die zwei ersten Bändchen meiner ausgewählten Werke. Lesen Sie sie mit freundlichem Wohlwollen und möchten sie Sie an die schönen Tage erinnern, die wir hier zusammen durchlebt haben. Freund Pietzsch hat uns eben verlassen nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt. Durch ihn weiß ich, daß es Ihnen ziemlich gut geht. Sie kommen doch wohl nie mehr nach Baden? Wird man Sie in Husum aufsuchen müssen, oder begegnen wir uns mal in Berlin?

Wie dem auch sei, empfangen Sie den wärmsten Händedruck und die besten Wünsche eines Menschen, der Sie liebt und schätzt.

Ihr I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Weimar, den 21. Februar 1870
Hotel de Russie

Mein lieber Freund!

Seit dem Briefe, den ich Ihnen im November geschrieben habe und wo ich mich für Ihr schönes

Geschenk bedankte, habe ich oft an Sie denken müssen, wir haben nämlich Ihre drei Bändchen im Familienkreise an Winterabenden mit vielem Genuß vorgelesen und uns an der zarten Innigkeit und an dem anmutigen Humor Ihrer Poesie erfreut. Jetzt kann ich Ihnen ein kleines Gegengeschenk machen, indem ich Ihnen das dritte Bändchen meiner gesammelten Werke zuschicke. Es ist mir eine große Genugtuung, zu wissen, daß Sie meine Sachen lesen und daß sie Ihnen gefallen.

Die Familie Viardot ist seit zwei Wochen nach Weimar übergesiedelt, und ich bin ihr gefolgt. Wir bleiben hier bis Ende April; dann mache ich eine Reise nach Rußland — und im Juli bin ich wieder in meinem Hause in Baden —. Es wäre doch so hübsch, wenn Sie einmal wieder mein Gast werden könnten! Husum liegt doch ein bißchen zu weit vom gewöhnlichen Menschenverkehr. Und die Reise vom Norden nach dem Süden ist doch viel natürlicher als das Umgekehrte.

Jedenfalls wünsche ich Ihnen Ruhe und Muße und die Milde und die Klarheit — nicht das Bittere und Trübe der Resignation, die doch der natürlichste Zustand des Menschen ist, die, wie wir, das 40. Jahr überschritten haben.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Händedruck, die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft.

I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Baden-Baden, Tiergartenstraße 8
Mittwoch, den 26. Oktober 1870

Mein lieber Freund!

Gestern habe ich Ihnen das vierte Bändchen meiner Schriften zugeschickt. Lesen Sie die Novelle, wenn Sie überhaupt in so schwerer und wichtiger Zeit für so leichtes und unnützes Zeug noch Muße haben, vielleicht gefällt es Ihnen besser als „Rudin“. Die Uebersetzung ist jedenfalls sehr gelungen.

Schreiben Sie mir ein paar Worte, — wie geht es Ihnen, was tun Sie? Ich bleibe hier noch ein paar Wochen, dann gehe ich nach London, dann nach Rußland, und kehre erst im Frühjahr 71 hierher zurück. Haben wir dann Frieden?

Pietzsch ist vor kurzem hier gewesen, auf seiner Rückreise von Versailles nach Berlin. Er hat uns viel erzählt, wie Sie es sich wohl

denken können. Das Schiff der Geschichte geht sehr hoch, man muß sich festhalten, um nicht weggespült zu werden. Verspüren Sie auch in Ihrer weiten Ferne etwas von diesem Wellenschlag? Und die Entscheidung, die Lösung, wie wird die sein? Es ist in jetziger Zeit eine eigentümliche Sache, kein Deutscher und kein Franzose zu sein. Mithandeln kann man doch nicht und in seiner eigenen Tätigkeit wird man gelähmt. Man wird Zuschauer von Kopf zu Fuß, das ist nicht immer angenehm.

Leben Sie recht wohl. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand. Ich habe keine Photographie von Ihnen, schicken Sie mir doch eine.

Ihr ergebener J. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Paris, Rue de Douai
Freitag, den 8. Dezember 1876

Mein lieber Storm!

Ich hätte Ihnen, weiß Gott wie lange, schreiben sollen; und da ich keinen guten Entschuldigungsgrund habe, so bringe ich auch keinen vor und bitte um Nachsicht. Die reizende Novelle, die Sie mir geschickt haben — mein Buch ist Ihnen wohl zugekommen — hat mir die größte Freude gemacht. Hat man sich erst in das etwas Fremdartige der alten Schreibart

eingelebt, so erhöht es nur die zarte Poesie und Innigkeit des Ganzen. Da haben Sie wahrlich Ihren Meisterstoß getan und ich wünsche Ihnen Glück dazu. (Gemeint ist die Novelle „Aquis submersus“.) Herr Mannhardt ist ein lebenswürdiger und feiner Norddeutscher; ich habe ihn leider nur ein paar Mal gesehen. Nüchlich habe ich ihm nicht sein können. Ich lebe hier in der größten Zurückgezogenheit und dazu wollen die Franzosen noch immer nichts von den Deutschen wissen. Besonders wenn sie blond sind und ein nördliches Aussehen haben. Glücklicherweise scheint Dr. Mannhardt etwas Mundgerechtes zuhanden zu haben — wie er mir sagte.

Mein Ihnen zugesandtes Buch enthält nur kleine Sachen (Les Reliques Vivantes), im Januar erscheint ein Roman von mir, welcher wahrscheinlich bald ins Deutsche übersetzt sein wird. Ich schicke Ihnen die Uebersetzung gewiß. Pietsch schreibt mir, daß es Ihnen ganz gut geht, und daß Sie das reinste Familienglück genießen, das ist das Beste auf der ganzen Welt. Und so bleibt mir nur, Ihnen eine langjährige Fortsetzung des Vergangenen zu wünschen. Ich habe dergleichen in meinem Leben nicht erfahren, bin aber glücklich genug, um es von Herzen gern den alten Freunden zu gönnen. Leben Sie recht wohl und dichten Sie fort.

Ihr ganz ergebener

J. Turgeneff

Die Fischerkate

Von Franz Mahlike

Sie sitzt wie ein müder Fischer an der Dünenwelle, den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gezogen. Manchmal schillert er in der Abendsonne wie grüngoldener Samt.

Ein paar sturmzerzauste Kiefern recken schützend wie zur Abwehr ihre kupferfarbenen Arme gegen das Meer. Ganz dicht an die Kate drängen sich die roten Moßlichter und die blauen Glockenblumenlaternen. Manche sind so groß, daß sie bald den grün-goldenen Hut anbrennen. Ein paar weiße Margueritensterne sind auch dabei.

Dort habe ich auch den gelben Zitronenfalter gesehen und den rostroten Fuchs, den Trauermantel und das Pfauenauge und überhaupt die

ganze sommerbunte Schmetterlingsfamilie bei heimlichen Gelagen.

Einmal saß ich unter einem silbernen Segel draußen in der wogenden Weite und spähte landwärts. Der Strand war tot, und ich konnte auch die Fischerkate nicht finden.

Dann aber flammte es plötzlich auf unter der blauschwarzen Waldkante. Groß und glutig wie zwei brennende Rubine, ein paar Herzschnägel lang. Das waren die Augen der Fischerkate.

Ich gehe gern zu dem moßblumenumblühten Fischerhaus und zu dem armen Fischer. Wenn man näher zusieht, der arme Fischer mit seiner Kate ist doch eigentlich ein reicher Mann.

Das Dorf

Von Ludwig Bäte

Eine grenzenlos einfache Welt, die mich seit einigen Tagen umschließt. Das Dorf mit seinen zwei Duzend eng aneinandergedrückten Häusern, vom Kirchturm nicht sehr überragt, drüben am Abhang der Friedhof, drunter Felder, Wiesen, der Wald. Mitten durch die kleine Welt die weiße Landstraße, die schwachgewellt in den uralten Tannenforst hineinläuft. Mehr nicht. Doch! Darüber der große leuchtende Sommerhimmel mit seiner flammenden Sonne.

Als ich am ersten Morgen erwachte, füllten Nebel die Mulde. Nur der Turmhahn krächte froh aus seiner Höhe in den jungen Glanz, der schnell und schneller über die Tannenspitzen rieselte, die Dächer wachrief, den Garten grüßte. Aber schon lange hämmerte der Schmied in mein frühes Dämmern, raffelte die Brunnenkette, brüllte das Vieh im Stall, jubilierten die Sinken. Vor seiner Schule stand der Kantor, behaglich am Pfeifenrohr saugend, und fütterte seine Hühner. Und auch der Pfarrer hatte schon sein Fenster geöffnet und sann in der heiligen Morgenfrühe seiner Sonntagspredigt nach. Dann aber kam das große Gestirn majestätisch heraufgezogen, und es begann das wunderfame, nie schweigende Spiel der golddurchtropften Halme, wippenden Wiesenblumen, sonnenlichtumflossenen Waldwipfel. Am Aderrain ruhe ich, von Glockenblumen, Löwenmaul und Singervogel umschmiegt, kein Wesen mit eigenem Denken, Fühlen und Wollen mehr, der atmenden Erde nahe, ein Stück ihrer selbst, ihren Herz-

schlag mitpochend, ihren Schöpferwillen mitwollend, ihre Gedanken mitdenkend. Und wenn ich will, so fliege ich ins Blaue wie die Samenkörpchen der Kuhlblume dort, wie die Pollen des stäubenden Roggens, lasse mich tragen von der glühenden, zitterigen Luft, hinaufheben über die reisenden Obstbäume, die kochenden Bauernhäuser zu meinen geliebten Freunden, den weißen, schönen Wolken. Oder ich lasse mich umspülen von den wogenden Fluten der Buchenwälder im Tale oder dem feinen Geklirr der Tannennadeln am Hange, belausche das trokige Aufschließen der Farne am Bach, des Klappertopfs leises Geraschel, das feine Spinnen des Wollgrases, und kehre heim, den Kopf schwer von Hummelsummen, Wiefenduft und Waldersonnenheit. Der Pfarrer freilich, mit dem ich schon gut Freund wurde, schilt am Abend gutmütig und ein wenig pastoral überlegen meinen „Pantheismus“, in den die Großstädter immer in sommerlichen Urlaubstagen hineingerieten und treibt meinen müden Geist in die staubige Hörsaalweisheit, jagt mich, ein gewandter Dialektiker, in die Hürden philosophischer Systeme und schweigt doch, wenn es immer stiller im Dorf wird, die letzten Lichter verlöschen, der Mond langsam hinter den Bergen zu kurzem Sommernachtsraum hochklimmt. Nicht mehr als das Geraune der Bäume, das Quaken der Frösche, das silberne Licht. Nicht mehr? Doch, die ferne Sonne, die auch durch die Nacht glüht, reisend, schwellend, segnend. Die Sonne...

Daniel Chodowiecki, ein deutscher Künstler

Von Adelbert Matthäei

Wenn auch die Polen schon öfter den Versuch gemacht haben, „unsern wackeren Chodowiecki“, wie Goethe ihn nennt, für sich in Anspruch zu nehmen, so ist das doch noch nie so unverfroren geschehen, wie in der Gegenwart, wo es den polnischen Chauvinismus reizt, den deutschen Charakter der alten Hansestadt Danzig anzutasten, um daraus politisch Kapital zu schlagen.

Da heißt es z. B. in der deutschen Morgenausgabe der „Gazeta Główna“ vom 6. August 1922, Danzig habe überhaupt nur zwei

Persönlichkeiten von enzyklopädischem Weltruf hervorgebracht: Chodowiecki und Joh. Herelius. Davon sei der erstere ein Pole gewesen und der zweite habe die „wärmsten Sympathien für das polnische Staatswesen“ gehabt. Lassen wir Herelius für jetzt auf sich beruhen, wie auch die Tatsache, daß Danzig mehr Männer von Welt Ruf hervorgebracht hat, wie z. B. Schopenhauer und den Vater der kunstgeschichtlichen Forschung, Carl Schnaase.

Aber wie wird nun bewiesen, daß Chodo-

wiecki ein Pole gewesen sei? Es wird zunächst eine Stelle aus einem Briefe Chodowieckis angeführt, nach der er an einen Krakauer Professor schreibt, er rechne es sich zur Ehre an, ein wirklicher Pole zu sein, obgleich er sich in Deutschland niederließ. Dann wird darauf hingewiesen, daß er während seines zweimonatlichen Aufenthalts in Danzig (1773) viel in polnischen Familien verkehrt, und dann wird geschlossen, daß er daraus seine künstlerischen Anregungen bekommen habe.

Was jenen Brief anlangt, der in der Bibliothek der jagiellonischen Universität sein soll, so müßten wir ihn erst einmal vollständig und im Urtext haben und wissen, wann und unter welchen Umständen er geschrieben ist. Der Artikelschreiber in der *Gazeta Odsanska* scheint den Brief offenbar nicht selber gesehen zu haben, denn er gibt nur daselbe Stück in deutscher Uebersetzung ohne Datum, das 1893 K. Rozncki im „Sammler“ veröffentlicht hat, der übrigens daran die Bemerkung knüpft: „Wenn Chodowieckis Familie auch aus Polen stammte und er selbst seine Sympathie für das Land seiner Vorfahren niemals verleugnete, so kann aber wiederum nicht in Abrede gestellt werden, daß der langjährige Aufenthalt unter Deutschen auf ihn und seine künstlerische Tätigkeit zugunsten dieser eingewirkt hat.“

Aber nehmen wir einmal an, daß der Brief echt und richtig wiedergegeben ist, so beweist eine solche gelegentliche Bemerkung, wenn sie vereinzelt ist, noch gar nichts für Chodowieckis Verhältnis zu Polen, so wenig wie man Schlüsse daraus ziehen dürfte, daß Kaiser Wilhelm II. gelegentlich gesagt hat, er sei stolz darauf, französisches Blut (Cognac) in den Adern zu haben, oder er stamme von den Oranien ab. Deswegen, weil Chodowiecki aus einer polnischen Familie abstammt, ist er selbst noch nicht Pole, sowenig wie die vielen preussischen Generale (Pobiedzki usw.) deswegen aufhören Deutsche zu sein, weil ihre Familien ursprünglich aus Polen stammen, oder wie Adalbert v. Chamisso, der Schöpfer von „Frauenlieb und Leben“, deswegen aufhört, ein deutscher Dichter zu sein, weil seine Familie aus Frankreich stammte. Daß Chodowiecki in Danzig viel in polnischen Familien (neben vielen deutschen NB.) verkehrt hat, ist richtig. Der Schluß aber, der daraus gezogen wird, ist falsch.

Es werden eben hier nach der bekannten Methode der Geschichtsfälscher, ein paar kleine Züge aufgebauscht. Das Wesentliche aber wird

verschwiegen, nämlich, daß Chodowiecki seine ganze künstlerische Entwicklung und Ausbildung in seiner Jugend im deutschen Danzig und dann in Deutschland und in Berlin durchgemacht hat; weiter daß Chodowiecki von seinen Lebenstagen, von Gottfried Schadows und Goethes Tagen an, bis heute, überall in der Welt als ein wichtiges Glied der deutschen Kunstentwicklung betrachtet worden ist; endlich, daß er selbst sich als solches angesehen hat, daß er sich als Deutscher, ja als Preuße gefühlt hat und mit jeder Faser an seinem großen König, dem alten Fritz, gegangen hat. Das alles wird beiseite gelassen.

Nun aber sind wir auch in der Lage, eine Fülle direkter Beweise dafür beizubringen, daß Chodowiecki, wenn auch seine Vorfahren aus Polen stammten, selbst kein Pole gewesen ist und sich nicht als solcher, sondern als Deutscher gefühlt hat.

Zunächst hat Chodowiecki nicht polnisch sprechen können, wie sein Tagebuch der Danziger Reise (herausgegeben von Willibald Franke, 1919) beweist. Er spricht deutsch und französisch, und zwar beherrscht er auch das Plattdeutsche, wie an mehreren Stellen auf der Rückreise durch Pommern nach Berlin zum Ausdruck kommt. In Stolp z. B., am 12. August 1773, sagt er: „Mäken, kanst Du mir nich eene Staade anweisen, wo ek schlöpen kan“ usw.

Am 5. Juli läßt er sich in Oliva von einem Zisterziensermönch herumführen und sagt: „Er hatte mich für einen Polen gehalten.“ Das sagt nur der, der sich selbst nicht für einen Polen hält.

Aus zahlreichen Stellen geht hervor, daß er nicht nur nicht mit Stolz, sondern im Gegenteil mit Geringschätzung auf polnische Verhältnisse herabblickt. So schreibt er am 10. Juni, wie er auf dem Ritt nach Danzig durch polnische Dörfer kommt: „Wir kamen durch mehrere kassubische Dörfer, von denen eins immer elender war als das andere. . . Gegen 11 Uhr kamen wir in Donnemörse an, wo wir in der Herberge gar nichts vorfanden. . . Auf dem Wege hierher bot uns eine Frau ein 2- bis 3-jähriges Kind zum Geschenk an, das sie gefunden haben wollte.“ — Von dem Danziger Maler Lohrmann schreibt er (11. Juni): „Ich finde, Mr. Lohrmann hat weder polnische Bauern, noch die Polen selbst gut dargestellt. . . An Gebäuden gibt es so viel Anziehendes; die Menschen aber sind unsauber und zerlumpt.“ — Mit Behagen erzählt

er vom Primas von Polen in Danzig, dem Erzbischof von Gnesen, Grafen Podoski, daß ihn der alte Friß gefragt habe, weshalb er denn in Danzig residire und nicht in Polen, und daß der Primas geantwortet habe: „Sire, meine Gesundheit erfordert, daß ich beständig in freier Luft lebe.“

In zahlreichen Zeichnungen und Radierungen kommt ein gewisser Spott über polnische Zustände zum Ausdruck; so auf dem Blatt, wo die Gräfin Czapska sich von jungen Damen die Hände küssen läßt, oder in einer Darstellung des polnischen Reichstags im Göttinger Kalender von 1790.

Am 21. Juni schreibt er über eine Gesellschaft beim Herrn v. Rottenburg in Pelonken: „Wir plauderten, doch wurde die Unterhaltung durch Herrn Brunati fast etwas ungemütlich, weil er sich über den König (Friedrich II., von dem er immer nur von „dem König“ spricht, im Gegensatz zum „König von Polen“) in einer Weise aussprach, auf die einzugehen wir nicht liebten.“

Von einer Gesellschaft beim Primas von Polen am 24. Juni 1773 berichtet er: „Ich saß neben Dr. Wolff. Er begann über die weißen Beinkleider der Soldaten zu spotten. Als ich um Erklärung bat, begann er, sich mit soviel Animosität und Grobheit über den König und die preussische Regierung auszulassen, daß ich mich indigniert abwandte und es vorzog, ihm nicht zu antworten. Doch er ließ sich immer mehr fortreißen und äußerte, er möchte lieber ein Schwein sein als ein Untertan des Königs von Preußen. Ich erwiderte so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten: „Ich für meinen Teil bin lieber ein Untertan des Königs von Preußen und überlasse sehr gern die Eigenschaften eines Schweines denen, die den Mut nicht haben, dies ebenfalls vorzuziehen. Dies beendete den Streit. — Danach brachte er (Dr. Wolff) vor, in einem Staate, in dem der Zwang herrsche, könne es keine Genies geben, was ich lebhaft bestritt, indem ich zahlreiche Brandenburgische Genies nannte, die es zu höherer Vervollkommenheit gebracht hätten.“ —

Ich glaube, deutlicher kann man sich wohl nicht als Preuze bekennen, wie es Chodowiecki hier tut.

Weiter, Chodowiecki hat in seinem arbeitsreichen Leben Hunderte von Büchern illustriert. Seine Bedeutung liegt ja eigentlich im Illustra-

tor, und er war als solcher so bekannt bei den deutschen Verlegern und beim Publikum, daß der Absatz eines Buches wesentlich davon abhing, ob es von Chodowiecki illustriert war. So hat er in der deutschen Literatur die Kalender, die damals die Bedeutung der periodischen Zeitschrift hatten, durch etwa 20 Jahrgänge illustriert: den Göttinger, den Berliner, den Gothaer und den Lauburgischen Hofkalender. Er hat weiter in der deutschen Literatur illustriert: Werke von Bürger, Campe, Claudius, Gellert, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Voß, Nicolai usw.; auch alles, was an französischer und englischer Literatur in jenen Tagen in Deutschland gelesen wurde, von Beaumarchais, Diderot, Rousseau, Voltaire, von Shakespeare, Goldsmith, Richardson, Fielding usw. Aber nie hat er ein polnisches Buch illustriert oder auch nur eine polnische Uebersetzung. Dagegen vorzugsweise gern Werke, die sich mit deutschem Sprachtum und deutscher Kultur beschäftigten, wie das bekannte Basedowsche Elementarwerk und anderes.

Endlich noch ein Beweis dafür, daß Chodowiecki heute noch in der gesamten Literatur, auch in der ausländischen, sogar in der französischen, als deutscher Künstler angesehen wird. In der „Gazette des beaux Arts“ vom November 1913, S. 386, findet sich eine Besprechung des Buches von Journier Sarlovèze: „Les peintres de Stanislaus Auguste, roi de Pologne“, Paris 1913. In diesem macht Sarlovèze es Chodowiecki zum Vorwurf, sein „Vaterland“ Polen vergessen zu haben und „d'être devenu trop allemand de coeur“.

Ja, „von Herzen“ ein deutscher Künstler ist Chodowiecki gewesen, der wie wenige es verstanden hat, unsere Dichtungen nachzuempfinden, in der deutschen Kindesseele zu lesen und das heimliche deutschen Familienlebens wiederzugeben. Auch seine Nachkommen, die heute noch unter uns leben, die Du Bois Reymond und Wichern sind alle Angehörige deutscher Familien.

Ich glaube, nach diesen Beweisen, die ich noch vermehren könnte, wird wohl künftighin kein Pole es mehr wagen, unsern lieben Daniel Chodowiecki für Polen in Anspruch zu nehmen. Auch was Rozyncki vor 30 Jahren schrieb: „Uebrigens kann es seinem Andenken nur förderlich sein, wenn er von zwei Nationalitäten gleich hoch geachtet wird“, ist nicht zutreffend. Chodowiecki ist nur deutscher Künstler und ist auch in früheren Zeiten von Polen nie beachtet worden.

Die Terzinen für Mystica

Aus einem Zykklus

Von Kurt Siemers

Aus Schlummers Tiefen kenne ich dich lange:
Als ich dich sah, ward mirs voll Bangnis klar —
Auf schrie mein Herz bei deiner Stimme Klänge.

Ich trank in mich den Duft von deinem Haar
in meinen Träumen (halb bewußt: vergessen —
Und nun auf einmal groß und offenbar).

So weist ein Zauberer gaukelnd wohl auf Messen
in blanker Kugel dir ein Angesicht
von ferne. Ach, das dünkt dich seltsam: Wessen

es ist, sanft, schattenart, das weißt du nicht.
Doch liebst du es, bist traurig, wenn dies Bild
zerfließt. So geht es mir . . . Du bist ein Licht,

das aus dem Dunkel meiner Träume quillt — —

Durch dich ist vieles mir bewußt geworden,
nichts dünkt mich fremd mehr oder wunderbar.
In jener ungeheuren Stadt im Norden

Eraht ich dich, und das, was früher war.
Es währte lange, bis ich dich gefunden —
Ich liebe an dir jedes kleine Haar

und fühle mich unlösbar dir verbunden.
Geliebte, Du bist ewige Wiederkehr!
Was weiß ich noch von Jahren oder Stunden:

Denn Du bist zeitlos. Und der Raum, bleibt leer,
den Du nicht füllst, Geliebte! Weit und brennend
ist unsre Liebe, wie ein Abendmeer.

Dein Auge glüht: tief dunkel und erkennend.

Schlafe ein! ich wecke deine Schwesterseele,
mir seit Uranfang nahe und verwandt,
auf daß sie mich durchdringe, sich vermähle

der meinen, die mich wiederum erkennt.
Du bist so anders jetzt, weich und voll Güte;
ein großer Zauber scheint in dich gebannt.

Und Du entfaltetst dich wie eine Blüte
aus goldnen Gärten ferner Sonnenwelt.
Ein heilig Feuer, das dich läuternd glühte,

hat deines Wesens Dunkel aufgeheilt.
Unirdisch schwebst Du über deinem Stuhle,
entkörperst, Schwesterlich mir zugeeilt:

Entrückte, heilige Du, Somnambule . . .

Wie eines träumerischen Edelknaben
gewöhnliche Laute, golden, Wunder voll,
aufklingt des Leibes Helle: weich, erhaben.

Ein brennend Lied wächst draus und stirbt in Moll.
Warum? — Weil alles Schöne welkend schwindet,
damit es dereinst ewig blühen soll. —

Ich liebe in dir Träume, unergründet
und Wesen, keinem Schoße noch entboren.
Du bist ein Etwas, das man wiederfindet

(aus Thules Stadt entweichen) vor den Toren,
Erinnerung an eine Melodie,
süß, blaß, bist Du: Man grübelt, sie verloren

glaubend, voll Trauer. — Plötzlich weiß man sie!

Rubinen rinnt aus tiefen Sternenkelnchen
des Abends sonnenüberstaubter Wein.
Ich redete zu dir von Ländern, welchen

ich einst entflohe, nur, um bei dir zu sein.
Einmal begab sich dieses in Garbone:
Still öffnete sich meinem Suchen wie ein Schrein

die junge Marchesina, daß ich wohne
in ihr, gleich einem bunten Gnadenbild.
Doch brannt auf ihrem Haupte keine Krone

Und ich blieb unerschüttert, unerfüllt.
Und wenn sie sprach, zuweilen, ganz und gar
vergaß ich sie, von Fremdgefühl umhüllt,

verwundert, daß ich sternensfern ihr war —

Die verkrüppelte Birke

Von Hans Frank

In der endlosen Doppelreihe der Birken, die dem Weg, der ein rechter Durchschnittscheidungsweg war, etwas festtätig Beglänzt gab, stand eine verkrüppelte Birke.

Kurz bevor sie zur Krone ansehte, spaltete sich ihr Stamm in zwei Arme, die nicht etwa — jeder für sich — hüben und drüben unbeirrt weiterwuchsen, sondern wie verzweifelt aufeinander zudrängten. Dabei hatten sie sich verfehlt, und über einem etwas spitz geratenen O, das sie mit der Luft formten, strebte nun der Linke auf dem Wege, der dem Rechten bestimmt war, dieser auf dem des Zwillingsbruders dem Wipfel zu.

Die Menschen, welche mit einem Wagen oder einer Karre, einer Hacke oder einem Stecken die Birken entlang kamen, sahen vor dem Ziel, das schon in ihren Augen war, weder die schlankschönen vielen, noch die verkrüppelte eine.

Die Wanderer aber, welche ihre Siellosigkeit zwang, alle zehn Minuten stille zu stehen und sich und anderen vorzutäuschen, daß sie statt des einen Zieles, das jene um das Schauen brachte, ihrer eine Unzahl hätten, flöteten viel von Jungfräulichkeit, von hängendem Haar, vor alabasterweißen Säulen und sonstigen bei ihrem Wissen erborgten Schönheiten. Wenn sie an die Verwachsene kamen, schalteten sie: „Warum hat man diese Krüppelin nicht in der Jugend abgehackt? Warum hat man dieses rachitische Scheusal nicht beizeiten durch ein gesundes Exemplar, das sich dem Ganzen harmonisch eingefügt hätte, ersetzt?“

Und jedesmal, wenn die Gescholtene unter einem Warum? bis in die letzte Faser erbebt,

lief ein Triumphgeschrei durch die Kronen der glückhafteren Genossinnen.

An einem Oktobermorgen ging ein Dichter den sonntäglichen Heideweg.

„Schau!“ rief er seinem Freund, der einige Schritte hinter ihm zurückgeblieben war, zu. „Schau! Höher als alle Prunkenden ringsum wollte diese Gebüde ihre Krone dem Lüftelblau entgegentragen. Schau! Keine hat einen Stamm, so mächtig, so prallrund, so kraftgewiß wie sie. Ein neidisches Schicksals-Etwas — wer will sagen, was es war — zerspaltete sie. Aber jeder Teil um den Andern, nicht um sich sorgend, drängte einer neuen Vereinigung zu. Erst als beide aus der Hingenommenheit der Triebhaften zur Selbstbesinnung erwachend sich auf der Lebensbahn des Verzweifelten wiederfanden, wuchsen sie der vorbestimmten krönenden Einheit aufs Neue in der alten Gefassenheit entgegen. Vernichten wollte das Geschick einen Willen! Und in keiner Birke am meilenlangen Wege ist — dank dem Geschick — die Sehnsucht zur Himmels Höhe so sichtbar geworden, wie in dieser Gehemmten.“

„Wie ja auch vieler Leben.“

„Schweig mir mit deinen Deutungen!“ schnitt der Dichtersmann den Gedanken seines Freundes ab. Und nach einem halben hundert Schritten, die sie schweigend nebeneinander gegangen waren, fuhr er milder fort: „Nicht eines meiner Worte möchte ich gesagt haben, wenn es dir möglich ist, sie mit einer Geste zum Leben hin, mir und Dir zu banalisieren.“

In dieser Nacht brach der Herbststurm die verkrüppelte Birke auseinander.

Der Strandfriedhof

Von Franz Mahke

Die graue Steinkirche hockt versunken an der Düne vor dem Dorf wie ein alter Fischer. Der Turm ist schief wie ein breiter, eingesunkener Sischerhut.

An die bunten Kirchenfenster drängen sich die Linden und die Wildrosen. Unter den Hügeln ringsum schlafen die Toten, vom Fernweh durstige Fremde, die das Meer herangetragen hat. Sie waren selig gleitende Vögel, vom Sturm getragen, die den sichern Strand nicht schwinden und den Tag nicht

sinken sahen, bis sich der Sturm in ihre Schwingen verbiß.

Nun schlafen sie nach ein paar raschen Frühlingen unter den brennenden Rosen, und soviel Muttersehnsucht trauert über den Wässern und keine Mutter weiß um den einsamen Strandfriedhof unter den Linden und um die graue Steinkirche, die soviel begrabene Hoffnung hütet.

Hinter den Dünen regt sich das Meer.

Seine Stimme dringt herüber wie die reuige Klage eines großen Kindes.

Rundschau

Der Zeitroman

Von Hans Frank

Die Ungewöhnlichkeit, die Ungeheuerlichkeit der letzten Jahre hat es mit sich gebracht, daß unsere Erzähler sich mit leidenschaftlichem Eifer um die Gestaltung unseres allergegenwärtigsten Lebens bemüht haben. Wo es sich dabei um künstlerisch belangvolle Werke handelt, mußte stets das Gleiche erstrebt werden: nicht ein Abbild der Zeit, sondern die Aufdeckung ihres innersten Sinnes zu geben. Nicht um die Erscheinungsform der Zeit ging es, sondern um das, was sie im Innersten zusammenhält (oder aber, wie nur zu häufig geschehen, auseinanderfallen läßt). Also nicht etwa mehr oder minder realistische Abbilder der Zeit zu schreiben, war und ist die Sehnsucht unserer Zeitromanverfasser. Sondern jeder versuchte und versucht nach Maßgabe seiner Kräfte, den Ideenroman unserer Tage zu geben. Der höchste Ehrgeiz, die größte Sehnsucht einer ganzen Generation junger Erzähler richtete und richtet sich darauf: das Zeit-Mysterium zu schaffen. Es ist also geboten, einmal das grundsätzliche Verhältnis von Roman und Zeit ins Auge zu fassen, die Möglichkeiten, Gefährdungen und Notwendigkeiten des Zeitromans durch Belichtung der innersten Kräfte aufzuzeigen. Dabei wird es sich trotz des Ausgangspunktes von selber ergeben, daß die gewonnenen Erkenntnisse sowohl im engeren Bezirk der Novelle und der Anekdote, als auch im weiteren der Dichtkunst schließlich, also für Drama und Epik, mit formgebotenen Abwandlungen Geltung haben.

Zeitmysterium — ist es nicht eine *contradictio in adjecto*? Ein Widerspruch in sich selber? Auf den ersten Blick — ja! Denn es ist das Wesen des Mysteriums, unzeitlich zu sein. Oder wenn man lieber will: überzeitlich. Aber bei genauerer Betrachtung liegt die Sache doch ein wenig anders. Gewiß: Zeit und Mysterium sind Gegenätze. Das soll und darf nicht geleugnet werden. Aber es sind nicht Gegenätze kontradiktorischer Art. Sind nicht Gegenätze, die innerlich nichts mit einander zu schaffen haben. Sondern vielmehr: Zeit und Mysterium-Gegenätze sind es, die geradezu aufeinander angewiesen sind. Die sich zum Zwecke inneren Ausgleiches — wie die beiden Pole der gleichen elektrischen Kraft — immerfort anziehen müssen und anziehen werden. So wurde tatsächlich durch die Kunst (auch durch den Roman soweit er ein Anrecht auf diesen Namen hat) der Gegensatz zwischen dem sichtlichen zeitlichen Geschehen und dem unsichtbaren mysteriösen Sinn einer Zeit vielfach überwunden. Ist die Kunst freilich irgendetwie auch immer eine Unfassbarkeit, ja — scheuen wir das Wort nicht — ein Wunder — sie wird, soll sie nicht zu an-

maßlicher ästhetischer Spielerei werden, zu genügsamer inhaltloser Unterhaltung herabsinken, stets von neuem versuchen müssen, den Gegensatz zwischen Ewigem und Menschlichem zu überwinden, das Wunder dieser Ueberwindung durch Gottbegnadung zu leisten.

Zeit-Mysterium: unüberwindliche Gegenätze sind es nur für den, der nicht begreift, daß auch die allerrealsten Dinge irgendwo an das Mysterium rühren. Daß beispielsweise ein Baum zugleich wirklichsste Wirklichkeit und — in seiner unsterblichen formwirkenden Lebenskraft — ein unwirkliches Wunder ist. So wie der Baum wird also auch jeder Zeitroman, der Anspruch darauf erhebt, nicht eine Angelegenheit ästhetischen Genusses, parteiischen Zweckes, sondern eine Angelegenheit voll menschlichen, sittlichen Entscheidungen erzwingenden Erlebnisses zu sein, Zeitliches und Ewiges, Menschliches und Uebermenschliches, Wirkliches und Unwirkliches umspannen müssen. Er wird seine Wurzeln, ob er darum weiß oder nicht, ob er es will oder nicht, bleibt sich völlig gleichgültig! — wird seine Wurzeln zwar in die gegenwärtigste Gegenwart senken können, aber sich soviel Kraft zur Höhe daraus saugen müssen, daß er seine Krone möglichst hoch in den Himmel der Unzeitlichkeit, ins Mysterium hinaufstreibt. Wie Ludwig Meidner es (in seinem Buch „Septemberschrei“) bildkräftig ausgedrückt hat: „Seht die Bäume! Die sind weise. Sie halten sich am Erdreich fest, sonst würden sie ihre Flügel erheben und lieber in den Himmel fliegen. Denn sie sind so gottfelig zügellos. Aber sie sollten uns ja mit ihrer Schönheit gut und gläubig machen. Darum bohren sie ihre Wurzeln tief in den Lehm und bleiben verzückt auf ihrer Stelle im Wind. Also halten wir uns an der Erde fest, sonst geraten wir ins Uferlose Blaue. Kehren wir zu einem leidenschaftlichen Naturalismus zurück, zu einer tiefen, liebenden Treue gegen die äußere Wirklichkeit der Welt. Weil wir das Ueberirdische erstehen, müssen wir das Irdische beherrschen. Weil wir so gottessehnüchsig brennen, müssen wir die Erde erst in uns verdauen und verstehen. Und begreift, daß diese inbrunftsvolle Wahrheitsmalerei keine leichte Sache sei. Sie ist so schwer, weil sie das Höchste will, und jeder, der das Höchste will, muß diesen Weg des Schweren gehen.“ Zeit und Mysterium — es sind freilich Gegenätze. Aber Gegenätze, die zu überwinden eine der Hauptaufgaben unserer gegenwärtigen Kunst, die Hauptaufgabe des Zeitromans ist.

Nie allerdings hat es eine Zeit dem Romanerzähler schwerer gemacht, als die unsere, den Gegensatz zwischen dem Zeitlichen und dem Ueberzeitlichen in der Welt der Kunst fortzuschaffen. Die zu bewältigenden Erlebnismassen, welche die Kriegsjahre und die Nachkriegsjahre

für jeden Vollempfindenden gebracht haben, sind so ungeheuer, so widerspruchsvoll, so unübersehbar, daß es eine Danaidenarbeit zu sein scheint, sie mit dem löchrigen Gefäß einer Dichtungform auszuschöpfen. Aber auch das Gegenteil gilt: Niemals hat es eine Zeit dem Dichter leichter gemacht, das Ueberzeitliche in ihr zu erkennen und gestaltend bloßzulegen. Das Mysterium des geschichtlichen Geschehens — es liegt zum Greifen da. Der apokalyptische Charakter unserer Tage drängt sich dem Betrachter förmlich auf. Die Prätabilität in dem Aufeinanderprall der Zeitmächte — das Unterliegen, das nicht nur ein Unterliegen, das Obliegen, das nicht nur ein Obliegen ist — springt geradezu in die Augen. Und — o größtes aller Glückserlebnisse für einen Dichter! — der Schaffende steht mit seinem Empfinden nicht für sich. Er braucht nicht als Alleinfühler sein Wehl über ein Volk von Widersachern zu schreien. Hat nicht nötig, sein persönliches Erlebnis Gleichmütigen aufzuzwingen. Ist der Kraftanstrengung überhoben, seine Zuhörer zu seinem Stoff und dessen Gefühlsvoraussetzungen erst hinreihen zu müssen. Allgegenwärtig ist in breiten, mit dem Dichter im Erlebnis endlich wieder einmal geeinten Vollschichten die Sehnsucht, das Allzeitliche durch Erfassen seines Sinnes innerlich zu überwinden, gegen das Niederdrückende des nichtbegriffenen Mysteriums unserer Tage durch Erlebnis seiner Deutung anzukämpfen und die grauenvolle Gegenwart der Zukunft — einer besseren, menschenwürdigeren, größeren Zukunft — dienstbar zu machen.

Gerade weil die Möglichkeiten und Aufgaben für den Zeitroman seit Jahrzehnten nicht so günstig lagen, wie heute, sei also — damit die Möglichkeiten nicht wieder ungenutzt bleiben, die wesentliche Aufgabe nicht wieder verfehlt werde — in aller Schärfe das Verhältnis zwischen der Zeit und dem Roman umrissen. Also: der künstlerische Roman und die Zeit, was haben sie miteinander zu schaffen? Nichts! Und: Alles! Das scheint ein Widerspruch zu sein und ist doch keiner. Ist nicht einmal ein wirkungslüfternes Paradoxon. Sondern blanke, nackte Wahrheit, umfassender Ausdruck der urgegenständlichen, immer aufs Neue zu überwindenden Gegebenheit. Implizite wird und muß zwar — wie in jedem Kunstwerk — die Zeit des Dichters in dem Roman enthalten sein. Wenn sie es nicht ist, wenn sie nicht den ganzen Organismus des Kunstwerks belebend durchpulst, können nur leblose Gebilde, können nur Attrappen zustande kommen. Wo aber, wie das immer wieder als das Allheilmittel des auf den Tod erkrankten Romans ausgerufen ist und weiterhin ausgerufen werden wird, die Zeit sich explizite an dem Roman darstellt, sich vor den Roman — seine Gestalten, seine Handlung — drängt, Aufmerksamkeit um ihrer selbst willen beansprucht: da kann von einer Romandichtung nicht die Rede sein. Denn Sinn jeder Dichtung ist es nicht: zu exemplifizieren, sondern zu mythisieren. Nicht um das Zeitliche, sondern um das Ueberzeitliche in dem — ach!

— nur zu zeitlichen Geschehen seiner Tage geht es dem Dichter. Das Neue, Neueste und Allerneueste, das morgen schon das Veraltete, übermorgen das Belächelte ist, zu betrachten und abzuschildern, ist Sache des Publizisten, des Schriftstellers, nicht des Dichters. Mag der Publizist, der Schriftsteller sich auch noch so anmaßend als Dichter gebärden, mag er auch vielhundertseitige Romane, ja ganze Romanreihen sammendiktieren, mag er auch in Zeitungen und Zeitschriften als der Messias unserer Erzählkunst gerühmt, bei ästhetischen Tees und in literarischen Gesellschaften gefeiert, auf Universitäten und in Seminaren leziert werden — alles dies kann und darf nicht darüber wegtäuschen, daß er sich nicht wesentlich, sondern nur graduell von seinem Kollegen für die Droschkengaulsturzrubrik unterscheidet. Denn er schafft nicht Kunst, er treibt geistige Reportage, wenn auch in allerfeinerster Form geübt. Reportage aber ist (trotzdem mehr als 90% unserer heutigen Romanschreiber sie ausüben) dem Wesen des Dichters diametral entgegengesetzt. Also es stimmt vollauf: Nichts hat der Roman mit der Zeit zu schaffen. Unmißverständlich: mit dem Zeitlichen der Zeit. Und dennoch gilt auch die (scheinbar) gegenteilige Behauptung: alles hängt von seinem Verhältnis zurzeit ab. Nicht minder wichtig ist die Zeit für den Organismus eines Romans, als das Blut für den Körper, den es durchströmt. Ohne den Zeitblutstrom vermag der Roman nicht einen Augenblick lang zu atmen. Aber das Sichtbare, das Fleisch und das Tragende, die Knochen, seines Werkes kann dem Romanerzähler nie und nimmer die Zeit geben. Jenes muß er aus persönlichen inneren Erlebnissen wachsen lassen. Dieses aus Unzeitlichem, aus Ewigkeitstoffen formen. Nur wo aus Diesseitigem und Jenseitigem, aus Gegenwartigem und Alltägigem, ein Organismus wird, in dem Beides atmende, greifbare, erlebbare Einheit ist, nur da ist das Zeit-Mysterium geschaffen, der Generationen überdauernde Roman, der die Zeit dadurch überwindet, daß er ihr Innerstes durch Gestaltung bloßlegt. Mögen im Lauf der Entwicklung manche stofflichen Voraussetzungen den Späteren nicht mehr als unmittelbare Erlebnisse gegeben sein, mag ein solches Romanmonument Patina ansetzen — die Schönheit der Formen und Maße, die Erlebbbarkeit der schöpferischen Gestaltung eines solchen Zeitromans wird dadurch nicht gemindert, sondern gemehrt werden.

Das Erwachen der Romantik

Von Maximilian Abich

Es ist gewiß eine ungemein reizvolle Aufgabe, als Kulturforscher und Kulturphilosoph aus alten Urkunden und Schriften den Geist vergangener Zeiten heraufzubeschwören und ihm seine Geheimnisse abzulauschen und so offenbaren. Aber seiner noch reizvoller ist es, den Finger an den Puls der Gegenwart zu legen

und durch die meist täuschende und betrügende Außenseite hindurch ihr innerstes Leben zu erschließen und zu verstehen. Das gilt ganz besonders für eine Zeit, die des Interessanten, ja des zunächst unverständlich Scheinenden so viel bietet, deren geistiges Antlitz so von rätselhaften und einander widersprechenden Zügen durchsetzt ist, wie die, in der wir leben. Man muß nur Augen haben, die in die Tiefe sehen, Organe, die empfindlich und zuverlässig genug sind, um durch das beirrende äußere Treiben hindurch das Wesentliche zu erkennen.

Es wird wohl immer eines der am wenigsten angreifbaren Worte Hegels sein, daß jede Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfährt ist. Trägt also eine Zeit bestimmte, richtunggebende Züge, weist sie Tendenzen und Bestrebungen auf, die für sie charakteristisch und ihr eigentümlich sind, so werden diese selben Bestrebungen und Züge sich in den philosophischen Lehren und Ansichten dieser Zeit wiederfinden, werden bei dem Aufbau und der Ausgestaltung der Philosophie ausschlaggebend mitwirken. Bezeichnend nun für die Philosophie der Gegenwart ist der Zug zur Romantik, mag sich dieser in Schlagworten ausdrücken wie er wolle; „Philosophie des Lebens“, „Auferstehung der Metaphysik“, „Philosophie als Kunst“ und wie die Titel der hier in Betracht kommenden Bücher und Aufsätze lauten mögen, gemeinsam ihnen allen ist das Streben zum Erlebnis, die letzte Begründung und Verankerung der Philosophie im unmittelbaren Erleben. Und weiter: Alle diese Philosophen wollen hinter der Philosophie als Wissenschaft und sie überragend und krönend durch das Mittel des Erlebens und Fühlens zu den Gründen und Hintergründen dringen, die jedem wissenschaftlichen Angriff spotten, die sich den Methoden und Mitteln des exakten Forschers und Gelehrten neckend entziehen. Das aber ist Romantik. Denn seien wir uns darüber ganz klar: Romantik in dem hier gemeinten Sinne ist natürlich nicht jene historisch bedingte Erscheinung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts mit ihrem zufälligen Aufputz und ihrer besonderen Eigenart. Gewiß, diese Erscheinung, wie sie in der „romantischen Schule“ zutage tritt, ist Romantik, aber eine ganz spezielle Formung und Prägung, die nun nicht jeder „romantischen“ Erscheinung anzuhängen braucht. Nicht das Zurückgreifen auf das Rittertum des Mittelalters in seiner märchenhaften Verklärung, nicht das ritterliche Kostüm und die höfischen Reden machen den Romantiker; all dies ist vielmehr unwesentliche, aus ganz bestimmten geschichtlichen Ursachen abfließende Verbrämung. Sondern Romantik in dem hier gemeinten überhistorischen Sinn ist Abwendung von den Gebilden der erfahrbaren Wirklichkeit, ist Ueberwindenwollen der bloßen Empirie und Flucht in jene märchenhaften, seltsamen Gesilde, in denen dem begnadeten Finder die „blaue Blume“ blüht. Diese Abkehr und dieses Verlangen, diese Flucht und dieses Suchen aber findet sich als der innerste Kern und Antrieb in den er-

wähnten Erscheinungen der Philosophie. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, welcher Wert oder welche Gefahr für die Philosophie in solchen Tendenzen liegt; wir sprechen hier nicht als Kritiker — wenn die Menschen doch überhaupt weniger kritisieren und mehr verstehen wollten! —, sondern als kulturphilosophische Betrachter, und haben darum nur aufzuweisen und zu erklären, aber nicht zu be- oder verurteilen. Gegebene Tatsachen einsehen und verstehen, das ist das Erste, vor allem einer so prägnanten Erscheinung gegenüber wie der Renaissance der Romantik.

Denn, wie es nach dem Hegelschen Wort sein muß, zeigt sich dies Erwachen romantischen Geistes auch in den anderen Zweigen der modernen Kultur. Ueberall lebt nach dem Spezialistenbetrieb des vergangenen Jahrhunderts mit seinem ausgeprägten Rationalismus und Empirismus — diese Allianz mag manchem sonderbar erscheinen — romantisches Wesen auf, das dem Urgrunde alles Seins zutreibt, eine Welle frisch pulsierenden romantischen Lebens rollt unaufhaltsam durch die Adern unseres geistigen Körpers. Am auffallendsten zeigt sich diese Tatsache vielleicht auf dem der Philosophie ja eng benachbarten Gebiet der Religion. Während die Religionsphilosophie des vorigen Jahrhunderts in enger Anlehnung an Kant die Religion auf Moral begründete, sie aus gewissen moralischen Voraussetzungen folgerte oder gar, wie die „Als-ob“-Lehre Hans Dairingers, in Moral untergehen und verschwinden ließ, begründet ein des Mystizismus gewiß nicht verdächtiger Forscher wie Heinrich Scholz in seiner prachtvollen, tief schürfenden „Religionsphilosophie“ (Berlin, Reuther & Reichard) die Religion auf das Gotteserlebnis. Religion haben, heißt nach ihm an Gott glauben auf Grund des Gott erlebt Habens. Kein Ableiten mehr und kein Folgern in geistreich wissenschaftlicher Weise, sondern tiefstes, inneres, unmittelbares Erleben, das ist der Quell der Religion. Das aber ist romantisch, und es ist kein Zufall, daß diese Lehre dem Tatbestand der Religion am meisten gerecht wird. Denn Religion überhaupt ist so recht eigentlich ihrem Wesen nach romantisch, läßt sich daher auch nur so schwer und nie befriedigend in Definitionen und Formeln rationalen Gepräges zwingen. Ihren Tatbestand, der sonst stets ungelöste Reste zurückläßt, vermag nur der romantisch Veranlagte einzusehen und nur er kann ihn ausreichend und ungeszwungen deuten. Denselben charakteristischen Zug finden wir auch in der „Idee der richtigen Religion“, von dem den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannten Philosophen Paul Felskeller (Verlag von Andreas Perthes A.-G., Gotha), oder noch schärfer in dem ganz tiefen, verinnerlichten Rücklein von Friedrich Gogarten, „Die religiöse Entscheidung“ (Eugen Diederichs, Jena). Ungemein belehrend durch ihre historischen Ausblicke und die eigentümlich romantische Wendung zur Lösung des Problems ist auch die kleine Schrift „Religiöse Strö-

mungen" von Mila Radakovic (Eugen Diederichs, Jena). Romantische Stimmung ist auf der ganzen Linie — und auf diesem Gebiet zum Heil der Religion — im Vormarsch.

Die sogenannte „schöne Literatur“ entzieht sich ebenwienig der gewaltigen Strömung der Zeit. Wir können uns bei dieser gewiß hochinteressanten Tatsache im Einzelnen leider nicht aufhalten; kurze Hinweise müssen zur Erläuterung genügen. Als markanteste und lehrreichste Gestalt steht auf der Schwelle der Romantik August Strindberg. Bei ihm, der jeglicher Abgeklärtheit und Einseitigkeit ja überhaupt gänzlich bar ist, tobt der Kampf zweier Seelen in der Brust, von denen die eine noch umfassen und gebunden ist an den Rationalismus und Mechanismus der abgelaufenen Epoche. Daher stammen die Züge des krassesten Naturalismus in seinen Werken, daher sein immer wiederholtes Betonen menschlicher Unfreiheit und Gebundenheit, das in seiner peinigenden und aufreibenden Einseitigkeit zu einer wahren Predigt des Grauens wird. Aber daneben — und darauf hat am schärfsten und feinsten Arthur Liebert hingewiesen in seinem Buch „August Strindberg, seine Weltanschauung und seine Kunst“ (Arthur Collignon, Berlin) — zeigen sich bei ihm schon Züge, die ausgeprägten Idealismus, ja reinste Romantik verraten. Und als ob Strindberg uns das oben betonte innige Verhältnis von Philosophie und allgemeinem Geistesleben ad oculos demonstrieren wollte, hat er die Weltanschauung, der sein Kunstwerk entstammt, in einem geschichtsphilosophischen Versuch, „Der bewußte Wille in der Weltgeschichte“, niedergelegt, einem Versuch, der diesen Kampf zwischen rationalistischem Naturalismus und romantischem Erlösungssehnen zur begrifflichen Formulierung bringt. Während aber dieser Kampf bei Strindberg noch nicht zur Entscheidung kommt, ist diese bei jüngeren Dichtern längst gefallen. Ich erinnere nur an Gerhart Hauptmanns Entwicklung von „Vor Sonnenaufgang“ und den „Webern“, bis zum „Weißen Heiland“ und „Der Narr in Christo, Emanuel Quint“. Man denke weiter an Rainer Maria Rilke, an Wilhelm Weylandt, den es zu einer Umdeutung des so tiefromantischen Gilgameschepos zieht, oder an die kernhaftere und gesündere Lyrik von Margarete Bruch, die noch viel zu wenig bekannt ist, und der der Stempel romantischen Geistes auf die Stirn geprägt ist. Besonders bei der Letzteren macht sich ein Faktor bemerkbar, der in Hinsicht auf unser Thema ernsthafteste Beachtung verdient, die Hinneigung und Liebe zur indischen Spekulation und zum Buddhismus. Jene tiefe Liebe und jenes wundervolle Vermögen, hinter all den verwirrenden Erscheinungen der Welt und in ihnen Ausprägungen und Formungen des Unennbaren, des Weltgeheimnisses zu sehen, rückt das indische Denken so nahe an die Romantik heran, daß seit Schopenhauer eine Verbindung dieser beiden Elemente fast regelmäßig eintritt.

Es wäre reizvoll und anregend, würde aber ein Buch erfordern, wollte man die anderen Künste in den Kreis der Betrachtung ziehen. Nur auf zwei Erscheinungen sei hier noch kurz hingewiesen. Zunächst die Musik! Die Ueberwindung der Programmmusik durch die absolute Musik bedeutet den Verzicht auf verstandesmäßige, ja wohl gar vernünftige Auslegung dieser Kunst und die Rückkehr zum unmittelbaren Erleben, das sich begrifflich, also auch sprachlich, überhaupt nicht adäquat erfassen und formulieren läßt. Das aber ist das Kennzeichen der Romantik und in diesem Zeichen steht gegenwärtig die Musik.

Und noch ein Anderes, dessen Heranziehung vielleicht zunächst verwundertes Kopfschütteln hervorruft: die Entwicklung des Films als Kunstwerk. Wenn wir einmal die große Masse der Filme mit ihrer absoluten Unkunst und ihrem platten Streben nach Sensation (lies: vollen Kassen!) auscheiden, so scheinen mir diejenigen Filmwerke dem Begriff der Kunst am nächsten zu kommen, deren romantischer Charakter unerkennbar ist. Ich beschränke mich zur Multirierung dieser Behauptung auf Wegeners „Golem“, in dem ganz bewußt und mit künstlerischem Erfolg der Gehalt der romantisch-mythologischen Märchen- und Legendenhaftigkeit ausgeschöpft wird. Und — doch dies nur nebenbei! — in dieser Richtung scheint mir in der Tat der Weg zum Kunstfilm zu liegen, da der Film durch seine eigentümlichen Möglichkeiten und Mittel zur Darstellung und Offenbarung des Romantischen besonders befähigt ist. Ob er diesen Weg gehen wird, ist zweifelhaft; sicher aber liegt in der Entscheidung, die er trifft, die Beantwortung der Frage, ob er ernst zu nehmendes Kunstwerk werden soll oder Mittel zur Befriedigung gröbster Sensations- oder Sentimentalitätsinstinkte. Der Film als Kultur- oder als Kassenangelegenheit, diese Frage ist zu lösen.

Daß alle diese Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens nicht Erzeugnisse künstlicher Mache und eines lebensfernen Literatutums sind, dafür kann die auffallende Uebereinstimmung der einzelnen Kulturzweige bürgen. Stärkere Bürgschaft aber legt die unbefangene Beobachtung des allgemeinen Denkens und Fühlens auch der nicht durch Philosophie und Kunst „angekränkelten“ Kreise ab. Auch in ihnen zeigt sich die romantische Strömung, die nun aber, durch kritische Ueberlegung und Besonnenheit nicht im Zaume gehalten, über die Grenzen hinauszieht und z. T. in wildesten Mystizismus ausartet. Hierher gehören die auf den ersten Blick verwunderlichen Erfolge, die der Okkultismus in jeder Form, als Theosophie oder Spiritismus, als glatter Aberglaube und Spekulation auf unkritisches Sehnen der sonst so skeptischen und geschäftsklugen Menschheit zu verzeichnen hat. Und wenn wir von diesen bebauerlichen und höchst unerfreulichen Ausartungen absehen, so bleibt noch ein bezeichnendes Symptom. Wenn der Andrang zu den Volkshochschulen, freien

Vorträgen und sonstigen Bildungsgelegenheiten so groß ist, so ist es auch in den wenigsten Fällen das Bedürfnis nach Wissenschaft und ihren Ergebnissen, das die Massen anzieht. Sondern im letzten Grunde steht dahinter die — wenn auch unausgesprochene — Erwartung, auf diesem Wege zur Erkenntnis dessen zu gelangen, was die Welt im Innersten zusammenhält, die Hoffnung, das Geheimnis alles Seins sich entschleiern zu sehen. Man mag über solch naives Erwarten lächeln; es ist auf jeden Fall ein sprechender und schlagender Beweis für die Macht romantischen Geistes in der von oberflächlichen Betrachtern so oft mit Unrecht nichtern genannten Gegenwart.

Wissenschaftliche Woche in Memel

Von Dr. Kemp

Eine von der Stadt veranstaltete Wissenschaftliche Woche fand in Memel statt. Für die Veranstaltung hatten sich in dankenswerter Weise zehn Königsberger Universitätsdozenten zur Verfügung gestellt. Die Formen der Hochschulkurse haben hier zum ersten Male auf einem Gebiete Anwendung gefunden, das aus dem Verbanne des alten Vaterlandes herausgerissen ist, und vielleicht läßt sich sagen, daß das Bestreben, Wissenschaft und Volkstum in engste geistige Berührung zu bringen, in so sinnfälliger Deutlichkeit kaum je zum Ausdruck gekommen ist. Was der Wissenschaftlichen Woche zugrunde lag, war auf der einen Seite der Wunsch, des Erbes einer uralten deutschen Kultur in dankbarer Freude recht eingedenk zu werden, und auf der anderen Seite, die Ergebnisse der Forschung, auch denen, und gerade denen, mitzuteilen, die aus besseren Tagen nur das treue Festhalten an einer kulturellen Einheit in eine trübe Gegenwart hinübergerettet haben. Diese Auffassung fand ihre eindrucksvolle Prägung in dem Goetheischen Wort: „Was sucht' ich wohl den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll“, das bei einem gemeinschaftlichen Zusammensein von dem Vertreter der Universität seiner Tischede zugrunde gelegt wurde. Wenn überdies der Geist der Wissenschaft in der Hauptstadt eines von zwei verschiedenen Volksstämmen bewohnten Landes versöhnend und brückenbildend gewirkt haben sollte, so wäre auch dies als schätzbares Ergebnis durchaus zu begrüßen. Von den Königsberger Professoren waren einige schon durch die Vorträge des Goethe-Bundes mit Memel in Berührung gekommen, so daß hierdurch bereits eine tragfähige Brücke für das Zustandekommen der Woche gewonnen war. Besonderer Dank gebührt aber trotzdem noch Prof. Zuboff Malten, der die Verhandlungen mit den Königsberger Kollegen übernommen hatte und ohne dessen unermüdete Bemühungen es kaum gelungen wäre, so rasch und so leicht in den Kreisen der Universität Sympathie für die Veranstaltung zu wecken. Von den zehn Dozenten hielt jeder einen zweistündigen Fachvortrag, der ein mehr

ins Einzelne gehendes Thema seines Forschungsbereiches behandelte, und einen kürzeren, allgemeinverständlichen Vortrag. So setzten sich die Darbietungen der Woche aus folgenden zwanzig Vorträgen zusammen: Seeberg: Die religiöse und theologische Frage der Gegenwart. Seeberg: Luther. Litten: Gesetz und Richter. Litten: Der Staat der Römer. Mann: Das internationale Finanzproblem. Mann: Die wirtschaftlichen Grundideen der Gegenwart. Selter: Die Tuberkulose als Volkskrankheit. Selter: Die Bedeutung der Grenzländer für die Seuchengefahr. Friederichsen: Finnland, Land und Leute. Friederichsen: Die Ostsee und ihre Küsten. Goedeckemeyer: Das Wesen der Philosophie. Goedeckemeyer: Vom Ziel der Erziehung. Kaufmann: Neueste Resultate der Atomforschung. Kaufmann: Drahtlose Telegraphie und Telephonie. Malten: Ursprünge und Entwicklung des antiken Dramas und Theaters. Malten: Glaube und Aberglaube in antiken Geheimkulten. Ranke: Die deutschen Volksagen. Ranke: Ueber die Kunst, Romane zu lesen. Wreszinski: Die Statuenkunst der alten Ägypter. Wreszinski: Von den Hieroglyphen bis zu unserer Schrift. — Alle Vorträge fanden einen gleichmäßig starken Besuch, und wenn allein schon nach diesem regen Interesse geurteilt werden soll, entsprach die Wissenschaftliche Woche einem starken inneren Bedürfnis und war von einem nicht minder in die Tiefe gehenden Erfolge begleitet. Daß die erheblichen finanziellen Opfer, die von der Stadt, mit Rücksicht auf die kulturelle Aufgabe, die hier vorlag, nicht gescheut waren, in diesem schönen Sinne fruchtbar geworden sind, ist der beste Dank für alle, die sich in den Dienst der Sache gestellt hatten.

Briefe eines alten Elbingers über Georg Friedrich Händel

Veröffentlicht durch Max Carstenn

Justizrat Carl Robert Heinrich (1822 bis 1892) in Elbing, dessen bedeutende Verdienste um deutsche Kultur innerhalb seines Lebenskreises noch heute unergessen sind, trat besonders für G. F. Händel ein, von dessen Werken vor 50 Jahren nur einige, wenige Oratorien noch lebendig zu sein schienen. Unermüdet, wenn auch ohne Einseitigkeit, warb er für seinen Lieblingskomponisten; was er hierüber schriftlich festgelegt hat, ist heute noch so treffend, daß Heinrich geradezu als Verkünder der großen musikalischen Renaissance gelten kann, in der wir heute stehen.

Die folgenden Mitteilungen sind Auszüge aus Briefen an einen jungen Freund, den Bankbeamten Schimbke in Graudenz; geschrieben 1876—87.

„Je mehr ich mich mit dem großen und herrlich schönen Riesen Händel beschäftigt habe, desto mehr bin ich zu der Ueberzeugung gekommen,

daß es auch in der Aesthetik keinen besseren und größeren Lehrer gibt, als ihn."

"In seinen Oratorien (in den Opern ist das etwas anders) befolgt Händel bei der Wahl der Stimmen folgendes: Der Sopran ist für Frauen- und Knabenrollen, und zwar hoher Sopran für Mädchen, Mezzosopran für junge Frauen, oder die ihnen gleichzuachten, oder für Frauen, die einer besonders großen Leidenschaft nicht fähig sind; tiefer Mezzosopran (oder Alt) für Heroinen. Die Altstimme ist die Repräsentantin des Reinen, von der Sinnlichkeit noch Unberührtem, der Tenor der des Kampfes im Leben und mit dem Leben, der Träger des inneren oder äußeren Konfliktes, des Mannes, welcher hinaus muß ins feindliche Leben. Von einem weichen, flötenden, lyrischen Tenor weiß Händel nichts. . . Den Baß teilt er den durch Kämpfe reif gewordenen, also den Greisen, den Priestern — und den Bösewichtern zu: allen denen, die in sich fertig geworden, bei denen Sturm und Drang überwunden ist.

Sie werden hieraus erkennen, daß die Stimmverteilung keine zufällige, sondern auf tiefer psychologischer Beobachtung gegründet ist."

Mit voller Klarheit werden die verschiedenen Arten der Rezitative geschieden, nämlich "a) das des gewöhnlichen Dialogs. Dieses, zu dem ich auch den Monolog rechne, kann gar nicht anders als durch das Klavier begleitet werden; die Begleitung durch das Orchester wäre zu schwerfällig, gibt auch einer bloßen Unterhaltung zu viel Kothurn, und verlangt vom Sänger zu viel Stimmenaufwand. . . b) das Rezitativo der Erzählung, c) das der dramatischen Erregung, beide finden sie im Händel der Regel nach mit Orchester begleitet und mit Zwischenpauzen versehen. . . Hier bedarf es eines besonderen Pathos; darum auch ein größerer Aufwand an instrumentalen Mitteln und an Stimme und Vortrag. Die Secco-Rezitative (a) sind notwendig geboten, um die nötige Ruhe zu haben, um die breiteren musikalischen Ergüsse besser genießen zu können. Sich ewig auf dem Kothurn zu bewegen, ist lächerlich und für Sänger und Zuhörer ermüdend. Solche dünne, scheinbar leere Stellen sind ökonomische Notwendigkeiten. . . Warum gaben wohl die Griechen auf drei große, ernste Dramen ein Satyrdrama? Deshalb, weil kein Mensch ewig auf Stelzen gehen und ewig nur den bloßen Ernst und Würde vertragen kann."

Es folgen überaus feine, wertvolle Bemerkungen über Händels „Samson“, deren Abdruck wegen ihrer Ausführlichkeit hier leider nicht möglich ist. Weiter heißt es:

"Den Sängern Fricke, Elmblad, Speith, Adolph Schulze, Miranda, Padilla, der Artöt und vielen kleineren Größen habe ich Abschriften von Opernarien aus Händelschen Opern, die noch nicht bekannt sind, gegeben, und ich freue mich, hier und dort in den musikalischen Zeitungen zu lesen, wie dies und jenes davon anderwärts auftaucht. Von der Intendanz der Königl. Oper in Berlin erhielt ich allerdings die Oper „Sofarme“ — die ich

überseht und mit einem Klavierauszuge versehen und ihr zugeschickt hatte, um sie eventuell bei der 200 jährigen Jubelfeier Händels im Jahre 1885 zur Aufführung zu benutzen — zurück mit dem Bemerken, daß das alles ganz veraltet sei. Nun, ich habe auch kein Blatt vor den Mund genommen und dem Herrn ganz unerbötlich meine Meinung über die Ignoranz der heutigen Bühnenleiter und über die mangelnde technische und allgemein-geistige Bildung unserer heutigen Sänger gesagt. Die Intendanten werden es auch nicht machen, — aber schließlich werden die Sänger selbst es durchsetzen, und wenn erst eine einzige dieser herrlichen Opern einigermaßen anständig aufgeführt wird, — dann wird das Publikum die ihm jetzt in den meisten neueren Erzeugnissen gebotene und ungefunde und unschöne Kost zurückweisen. . . Herr General-Intendant v. Hülsen, Erzellenz, sagte mir ganz unverfroren, das Theater sei nicht dazu da, um auf die Veredelung des Geschmacks zu wirken!"

Heinrich spricht weiter über den Kreis von Musikfreunden, die mit ihm arbeiten: ". . . mit letzteren studiere ich alle Donnerstage ganze Werke von Händel, Gluck und andern Opernkomponisten, die nicht auf dem gewöhnlichen Theaterrepertoire sind; an jedem Montage Ensemblestücke aus den Mozartischen, Gluckischen, Mchulischen und Cherubinischen, Cimarosajischen, Rossinischen, so sogar Donizettischen Opern. . ." Die aus der alten Musik gewonnene ästhetische Einsicht führt zu einem Urteil über R. Wagner: "Bei einer Oper den Schwerpunkt ins Orchester verlegen, ist ein Fehler. Der menschliche Gesang muß dominieren. Symphonie und Kunstgesang lassen sich einmal nicht vereinigen. Aus Instrumentaleffekten in Opern mache ich mir lange nichts mehr. Das wäre so, als wenn man auf schöne Kostüme und schöne Dekorationen das Hauptgewicht legen wollte. Beklagenswert die Dichter und Komponisten und das Publikum, die das nötig haben. Das gehört alles in die Kategorie der Posamentier-Dramaturgie."

Was Heinrich erstrebte: eine Wiedererweckung musikalischer Kunstwerke, bei denen der Mensch mit der Schönheit seiner Stimme die Hauptsache sei — das ist jetzt Wirklichkeit geworden. In Göttingen werden seit 1920 regelmäßig im Juli von dem dortigen Universitätsbunde Händelfestspiele veranstaltet. Der Kunsthistoriker Dr. Oskar Hagen hat in mühevoller Arbeit den in den gedruckten Opernpartituren vorliegenden Rohstoff bühnenreif gemacht; zunächst Kodelinde (1920), Otto und Theophano (1921) und Julius Caesar (1922). Die Aufführungen haben gewaltiges Aufsehen erregt, und eine größere Anzahl von Bühnen stellt jetzt solche Werke in ihren Spielplan ein. Sehr bemerkenswert ist, daß auch die Ausstattung dieser Spiele unbewußt ganz genau den Wünschen Carl Robert Heinrichs entspricht: Kostüme und Dekorationen sind nicht Selbstzweck, sondern harmonisches Glied eines geschlossenen Ganzen.

Heinrichs Tod und das bald darauf eintretende Hinscheiden seines treuesten, verständnisvollsten Mitarbeiters (1892) war ein harter Schlag für die musikalische Kultur unseres deutschen Ostens. Ein Prophet war er gewesen, den seine Zeit nicht verstand; jetzt, nach einem halben Jahrhundert, wird sie reif dafür.

Ueber die heutige wirtschaftliche Lage in den Wolgaskolonien*)

Von Dr. Otto Fischer

Nachdem ich jetzt noch auf der Bergseite gewesen bin, habe ich einen gewissen Ueberblick über die ganzen Verhältnisse bekommen. Und da muß man einmal zunächst sagen, daß von den Bauern im vergangenen Jahre geradezu Uebermenschliches geleistet worden ist. Daß es möglich war, unter den damals obwaltenden Verhältnissen mit dem so außerordentlich reduzierten Viehbestande und selbst fast verhungert, eine Aussaat zu machen, daß der von der Regierung zur Verfügung gestellte Samen seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt wurde und nur in einem geringen Teil zur Verpflegung verwendet wurde, ist eine solche Leistung, daß man sie nur glauben kann, wenn man sie wirklich sieht. Und da sprechen eben die Zahlen über die Größe der Anbaufläche eine beredete Sprache; sie beweisen, was der Bauer geleistet hat. Und doch reicht die Ernte nicht aus. Die hierfür ausschlaggebenden Gründe sind mannigfaltiger Art. Einmal war das Ergebnis nicht derart, wie man es nach dem Stand der Saaten im Frühjahr hätte erwarten dürfen. Die starke Hitze hat auch dieses Jahr wieder erheblichen Abbruch getan, an einzelnen Stellen haben heuschrecke großen Schäden angerichtet, und die zur Bekämpfung ergriffenen Maßregeln haben wohl hier und da guten Erfolg gehabt, aber nicht die Ernte überall retten können. Es lag dies einmal daran, daß ungenügende Mittel von seiten der Regierung bereit standen, zum anderen aber auch an dem völlig unberechtigten Mißtrauen, das sich erst legte, als man bei anderen den Erfolg sah, aber dann war es vielerorts bereits zu spät. Zum nächsten Jahr liegen bereits größere Arsenmengen zu diesem Zwecke bereit, so daß beim Auftreten dieser Schädlinge mit Erfolg entgegengewirkt werden kann. Vor allem aber liegt der außerordentlich unterschiedliche Ertrag, den man oft auf fast gleichen, zum selben Dorf gehörigen Feldern sehen kann, an der verschiedenen Bearbeitung. Viele Bauern waren gezwungen, mit einem oder zwei Pferden zu ackern oder gar Kühe einzuspannen, eine hier absolut ungebräuchliche Art der Feldarbeit. Da nun gerade bei der im Sommer zu erwartenden großen Hitze, die ja auch dieses Jahr nicht ausblieb, ein möglichst tiefes und intensives Ackern Voraussetzung eines guten Ertrages

ist, so konnte ein solcher bei der ungenügenden Bearbeitung von vornherein gar nicht erwartet werden, wenn nicht die Witterung außergewöhnlich günstig sich gestaltete. Daß aber von Feldern, die im Frühjahr mit Hacke und Spaten bearbeitet worden waren, keine irgendwie erhebliche Ernte erhofft werden konnte, braucht eigentlich kaum gesagt zu werden. Nur, wer noch genügend Vieh zur Verfügung hatte, um seine Pflüge ordentlich bespannen zu können, der hatte Aussicht auf Erfolg und dem hat auch das Land seinen Lohn abgeworfen. So ist das Ergebnis im Durchschnitt 20—25 Pud, doch findet man viele Bauern, die nur 15, 12, ja 10 Pud von der Deßjaine geerntet haben. Die mannigfaltigsten Arten der Zusammenarbeit haben stattgefunden, sei es, daß einzelne Familien sich zu einer Art gemeinsamen Wirtschaft zusammengetan haben, um auf diese Weise einen Pflug richtig bespannen zu können, sei es, daß man sich Pferde von anderen mietete, wobei als Preis meist die Hälfte des Ernteertrages ausgemacht war. Heute hat nun jeder zu essen, denn auch die kleinste Ernte hat bis jetzt ausgereicht, und auch diejenige Gruppe, die gar nichts hat einbringen können, die zurückkehrenden Flüchtlinge, finden jetzt durch irgendwelche Arbeiten, die sie gegen Zahlung übernehmen, ihr Brot. Aber unter ihnen sieht es trostlos aus, und sie werden auch die ersten sein, die am Hungertuche nagen. Die meisten von ihnen haben alle ihre Habe verkauft, auch Haus und Hof, der damals wieder in Privatbesitz übergegangen war, veräußert. Ausfaat haben sie nicht gemacht, das wenige Eigentum, was sie mitgenommen hatten, mußte auf der Reise verschleudert werden, nur um leben zu können. Und viele von ihnen haben nicht einmal ihr Haus wiedergefunden, denn dieses ist inzwischen abgerissen worden, das Holz verheizt und die Mauern verfallen. In irgendeiner Stube müssen sie kampieren, oft in großer Zahl, mit wenigen von Freunden oder Verwandten zusammengeborgten Möbelstücken. Hier wird in wenigen Wochen fürchterbares Elend herrschen, wenn einmal mit dem ersten Schnee und dem Ende der Feldarbeit die Verdienstmöglichkeit aufhört. Aber auch viele von denen, die zu Hause geblieben sind und Ausfaat gemacht haben, werden wieder Hunger leiden, nur wird es bei ihnen später anfangen, weil sie sich eine gewisse Zeit weiterhelfen können. Im allgemeinen kann man sagen, daß jeder, der vermöge seines Viehbestandes dazu noch imstande ist, in diesem Jahre eine größere Ausfaat macht, wie im vorhergehenden. So kommt es, daß mancherorts ganz allgemein dieses Mal eine größere Fläche mit Wintergetreide bestellt ist, wie im Jahre vorher. Es mag dies vielleicht vorzugsweise von der Bergseite gelten, wo die Verhältnisse in jeder Beziehung besser sind. Hier ist vor allem auch die Zahl der Arbeitstiere in den einzelnen Dörfern relativ viel größer, wie auf der Wiesenseite. Und das ist gerade die erste Voraussetzung zum Wiederaufbau. Wäre Vieh genug vorhanden, dann wäre die Erholung

*) Später folgt eine Sonderausgabe über die Deutschen in Rußland. Schriftlich.

der Kolonien und ihre Rückkehr zum früheren Wohlstand nur eine Frage der Zeit. Vieh oder Ersatz desselben, Motorpflüge, Traktoren sind das Geheimnis, das dieses Land von neuem der Kultur erschließt, und die Beschaffung dieser Hilfsmittel muß heute die Sorge und die Mühe derer sein, denen diese Gegenden ans Herz gewachsen sind. Mit allen Mitteln suchen die Bauern selbst an die Lösung dieser Frage heranzugehen, sie kaufen Tiere, soweit sie eben nur können, aber die geringe Ernte muß zur Beschaffung von so vielem reichen, neben dem eigenen Lebensunterhalt müssen Kleider gekauft, Geräte angeschafft, das Haus ausgebessert werden, und manch einer versteht mit dem wenigen, was er heute sein eigen nennt, nicht zu wirtschaften und glaubt, wieder in den früheren Zeiten zu leben, wo man alles sich erwerben konnte. Und doch hat in allen Dörfern der Viehbestand zugenommen und die außergewöhnlich gute Heuernte — viele Bauern haben auf zwei Jahre Viehfutter in der Scheuer — macht auch das Überwintern leicht. Auf der Bergseite begegnete man immer wieder Transporten von Arbeitsochsen, die gewöhnlich in Sarzin zu nicht allzu hohen Preisen (meist 700 bis 900 Millionen das Paar) gekauft worden waren und von den Bauern nach Hause getrieben wurden. Auch Pferde und Kamele werden von vielen angeschafft.

Und nun, was sind heute die Aufgaben des Auslandes und vor allem der Wolgabautischen, die nicht in der Heimat leben: alle ihre Arbeit muß auf die Kolonien selbst konzentriert werden, jeder Pfennig Geld, der nur eben dem Werke des Wiederaufbaus dienstbar gemacht werden kann, muß auch dafür verwendet werden. Alle Aufgaben, die außerhalb der Kolonien liegen, müssen auf das unbedingt erforderliche Maß beschränkt werden. Denn es gilt, den Kernpunkt der Fragen anzugreifen, darüber müssen eventuell Nebendinge zu kurz kommen. Jede Lebensmittelsendung, auch wenn sie noch so klein ist, hat einen großen Wert. Zurzeit liegt ja keine Notwendigkeit vor, irgend eine Verteilung vorzunehmen, und es wird mit Absicht in Uebereinstimmung mit allen beteiligten Kreisen jetzt zurückgehalten, bis im Winter die Zeiten größerer Not eine Ausgabe zweckmäßiger und richtiger erscheinen lassen. Aber gerade in diesem Jahre kann auch mit einer geringen Menge unendlich viel genützt werden, weil wir ja nicht einem solchen, alle Kreise in gleichem Umfange betreffenden vollständigen Mangel gegenüberstehen. Deshalb darf die Propaganda zur Ueberweisung von Lebensmitteln nicht aufhören, und gerade die Zustellung von Privatfahndungen möchte ich für besonders wertvoll halten. Unendlich groß ist aber der Mangel an Bekleidungsgegenständen jeder Art, Anzügen, Hemden, Schuhen, Stiefeln. Die Not hat die Leute gezwungen, im vergangenen Jahre alles nur eben Entbehrliche zu veräußern. Und was übrig blieb, ist im Laufe der Zeit derartig verschliffen, daß es heute nur mehr Lumpen sind. Hier herrscht die bitterste Not

und auch mit allen lang getragenen Sachen kann unendlich viel Gutes getan werden.

Von ausschlaggebender Bedeutung aber ist, wie aus dem Obigen klar hervorgeht, die Beschaffung von Vieh, und dazu ist nur Geld nötig; Arbeitstiere sind auf allen Märkten zu haben. Und gerade diese Hilfe bedeutet so unendlich viel mehr, weil dadurch eine intensivere Bearbeitung des Feldes, eine größere Ausfaat und damit die Aussicht auf einen reicheren Erntertrag eröffnet wird. Es wird damit die Möglichkeit geschaffen, das Gebiet wieder auf eigene Füße zu stellen, und es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß jeder Tag, an dem dies früher erreicht ist, eine große Bedeutung hat.

Dasselbe gilt von landwirtschaftlichen Maschinen, in allererster Linie von Traktoren. Ich denke hier nicht an große Maschinen, sondern an kleine, handliche Pflüge, die leicht zu bedienen sind, keine allzu große Kosten machen und auch nicht zu viel Brennstoff verschlingen. Gerade die Frage des Brennmaterials wird schwierig zu lösen sein, aber an ihr wird die Sache nicht scheitern. Von Wichtigkeit ist es, nur einmal einen solchen Pflug heranzuschaffen, damit man an Ort und Stelle sieht, wie er arbeitet, daß er brauchbar ist und was er zu leisten vermag. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dann auch einzelne Coöperative sich eine solche Maschine anschaffen würden. Was dies aber für den Aufbau der Wirtschaft bedeutet, braucht wohl kaum angeführt zu werden. Die Einfuhr würde durch Vermittlung des D.R.K. keine Schwierigkeiten machen und auch die russische Regierung würde es nur begrüßen.

In den Wolgakolonien hat, wie ganz allgemein in Rußland, überhaupt der Wiederaufbau eingesetzt und in diesem Sinne muß von allen Seiten gearbeitet werden, die Hilfe erweisen wollen. Daran darf uns das eine nicht irre werden lassen, daß auch heute noch weiterhin vieles zugrunde geht, auf den speziellen Fall angewendet, daß auch in diesem Jahre in den Kolonien wieder Hunger und unendlich viel Elend herrschen wird. Es muß dieser Gedanke uns bei unserer weiteren Tätigkeit leiten, dann werden wir von selbst wissen, was im einzelnen Falle das Wichtigste ist und was wir daher zu tun haben.

Die Zoppoter Waldoper

Von Carl Lange

Schon jetzt im Winter beginnen die Vorbereitungen für die Zoppoter Waldoper. In unserem beim Verlag schon vergriffenen dritten Heimatheft (Sonderausgabe Danzig, Oktober 1922) hat Hermann Merz, der Oberpielleiter des Danziger Stadttheaters, auf „Wert und Ziel der Waldoper“ und Willibald Omankowski auf die „Bedeutung der Waldoper für unsere Heimat“ nachdrücklich hingewiesen. Den Höhepunkt der künstlerischen Ereignisse bildete zweifellos die Aufführung von Richard Wagners „Siegfried“ mit erstklassiger

Bezeugung. Das Reich hat diese deutsche Kultur tat Soppots anerkannt. Auch wir werden in den Monatsheften mit einer Reihe von Bildern über die Entwicklung und Zukunft der Waldoper hören.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Stadt Soppot hat die Leitung der Waldoper beschlossen, um der Tradition Wagner zu folgen, im kommenden Sommer den „Lohengrin“ aufzuführen. In der Waldbühne ist ein für den gesamten Osten bedeutendes Werk geschaffen, das berufen zu sein scheint, eine Festspielstätte ersten Ranges zu werden. Vielleicht kann sie einen Teil der Aufgaben übernehmen, die der durch die Geldverhältnisse gehemmte Marienburgband nicht erfüllen kann.

Die Soppoter Waldoper, die nur durch große finanzielle Opfer der Stadt möglich ist, bedarf wärmer Teilnahme und Förderung durch das Reich. Trotzdem bei internationalem Publikum sämtliche Vorstellungen beim „Siegfried“ ausverkauft waren, bleibt es ein rein ideelles Unternehmen.

Die künstlerisch hohe Werte der Aufführung bewies die Mitwirkung der in bestem Ruf stehenden Künstler Heinrich Knote, Fritz Vogelfrom, Waldemar Henke, Desidor Zador, Frau Arndt-Ober, Frau Melanie Kurt. Die Regie als Nachfolger des verstorbenen Paul Walthers-Schäffer führt bei „Lohengrin“ wieder Hermann Merz.

Vom Stockturm in Danzig

Von Carl Lange

Mitten in lebhafter Verkehrsgegend und doch wie auf einsamer Insel steht Danzigs alter, machtvoller Stockturm. Der Strom der Menschen fließt durch das Langgasser Tor in die Langgasse hinein. Der Stockturm öffnet nur selten seine Tore für Kunstausstellungen oder bietet den Wandervögeln eine romantische Heimstätte.

Seit kurzer Zeit regt sich neues Leben in seinen verwitterten Mauern. Der Danziger Journalist Hans Rhaue, seit langen Jahren Verleger und Antiquar in Zürich, schuf in den bisher verödeten Räumen des Stockturms ein eigenartiges, stimmungsvolles Büchergewölbe. Unter den reichhaltigen Sammlungen finden sich alte Kupferstiche und Oelgemälde, wertvolle Drucke, alte Ausgaben deutscher Werke und die Literatur fremder Völker. Der behaglich eingerichtete vordere Raum ladet zu ruhiger Betrachtung und Vertiefung ein. Nichts deutet auf das Geschäftliche hin, alles erzählt von der Liebe und Sorgfalt, mit der hier eine verständnisvolle Hand gewaltet hat. Der Charakter ist bei dem Ausbau durchaus gewahrt. Für die Durchführung dieses eigenartigen Gedankens gebührt Hans Rhaue in dieser Zeit besondere Anerkennung, und die Belebung des stolzen Wahrzeichens ist zweifellos ein Gewinn für Danzig.

Wenn Hans Rhaue in diesem Geist den alten Stockturm weiter ausgestaltet und zu neuem Leben erweckt, so dürfte ihm die Unterstützung der Behörden und des Senats sicher sein. Einer der alten Gefängnisräume ist wieder hergerichtet und mit seinen alten Inschriften und Ruinen zu besichtigen. Der erste Versuch ist ein schöner Beweis, daß die Räume des Stockturms ohne Zerstörung

ihrer Charakters und ihrer geschichtlichen Bedeutung durch ihre verständnisvolle Verwertung eine Bereicherung des Stadtbildes sind und noch weiter werden können.

Von unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Die größte Zahl der Mitarbeiter dieses Heftes waren schon häufiger in unserer Zeitschrift vertreten. (Ludwig Bäte I 11, Adelbert Matthaei III 7, Hans Franck I 8, Maximilian Abich I 11, Max Carstenn I 10). Von Heinrich Leis brachten wir im Heft II 7 „Das Wunderhafte in der Dichtung“. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf seinen Novellenband „Besuch am Abend“ und seine Gedichte, erschienen in Richters Druckereiverlag Berlin-Brig (Deutscher Bund für Volkstum und Kunst), aufmerksam.

Heinrich Leis ist 1893 in Wiesbaden geboren und besuchte dort das humanistische Gymnasium. Er studierte in Heidelberg, Berlin und Freiburg Germanistik. Vier Kriegsjahre erlebte er als Artillerist an der Westfront. Sein Studium fand seinen Abschluß in Frankfurt am Main. Er lebt als freier Schriftsteller in Wiesbaden.

Es sind novellistische und essayistische Beiträge in vielen Zeitungen und Zeitschriften von ihm erschienen. Eine melodramatische Dichtung „Das schwarzblaue Schloß“ wurde mehrfach in Wiesbaden aufgeführt. Die Vertonung ist von dem Kapellmeister des Wiesbadener Stadttheaters Arthur Rother. In Vorbereitung ist ein Novellenbuch „Die Lebenslüge“ und ein Zeitroman „Opfergang der Liebe“. Es ist die Idee der Menschheitserlösung durch werktätige Liebe über den Einzelfall hinaus allgemein gestaltet und typisch erfasst. Als Hintergrund ist die Wirrnis und Zerrissenheit unserer Tage gewählt. Seine Gedichte „Munder Welt“, ein Buch der Liebe, ein Buch der Sehnsucht (Richters Druckereiverlag, Berlin), weisen auf die große seelische Gemeinschaft hin, aus der Kraft und Freude fließen. Sein jüngstes Werk, eine dramatische Dichtung, „Der ewige Weg“, das bereits im Manuskript vom Stadttheater Koblenz angenommen wurde (Uraufführung Ende Januar), versinnbildlicht den ewigen Wechsel von Werden und Vergehen, von Leben und Tod, in künstlerisch wertvoller Form und Darstellung. Das Drama „Der König und der Narr“ gelangt in nächster Zeit zur Veröffentlichung.

Willi Geißler schreibt uns selbst über sein Leben kurz gedrängt folgendes: „Geboren? — Jawohl! 29. September 1895 in Hamm in Westfalen. Sonntagskind! Vater: Westfale, Mutter: Rheinländerin! Jugend bei rationiertem blauen Himmel im Arbeitsviertel einer Industriestadt. Man sagt: darum die Blaue-Blumen-Sehnsucht! Von mir nicht festzustellen! Siebzehnjährig in die Welt! Düsseldorf (o schöner Hofgarten!), dann Krieg, „Besatzungsgefangener“ am Brückenkopf Koblenz. Dann Leipzig (nu äben!) und München. Der Fremdeneinbruch Sommer 1922 hat mich fortgetrieben. Lehrer sind: Rüter in Düsseldorf, Kolb in Leipzig und Schimmerer in

München. Erzieher zur Graphik — der Krieg! Vorher viel Farbiges! Größtes Jugenderlebnis: Wandervogel. 1919 Gründung der „Neudeutschen Künstlergilden“; der „Greifenkalender“ erscheint erstmalig! Bildungsgang? Ach ja! Bleibt nachzuholen: Volksschule in Hamm, Oberrealschule in Hamm, die bunteste Schule: Wandervogel und Leben! Herumzigeunerei! Jawohl, ohne Manichetten!! Zigaretten und Bier? Nicht mein Geschmack! Derzeitiger Aufenthalt: Rudolstadt in Thüringen! Ob noch bei Erscheinen dieses Heftes? Zweifelhaft!! Sehr Zweifelhaft! Nicht schade! Hier Daueranschrift: Bendorf am Rhein, Rheinstr. 11. — Noch etwas: Romantiker? Schwer zu sagen! Staubgefäße: keine! Frucht-knoten: nur in der Phantasie! Romantiker ist jeder Mensch von Natur aus. Ich habe also nichts voraus! Gottlob! Hauptsache ist: Uebereinstimmung von Lebens- und Schaffensgefühl. Harmonie des Endlichen! Form ist nicht Willens- sondern Wachstumsache! — Münchener alte Pinakothek: Wendepunkt in der Entwicklung; ein halbes Jahr quälendes brodelndes Schaffen und Tasten! Kampf gegen zu frühes Abgestempeltsein! Verflänglich? Belanglose Frage! Notwendig! Notwendig! Bist Du zufrieden ob des Berichtes, lieber Leser? Wohlwollendes Ja entschädigt. — Gut! —

Von dem Märchendichter Karl von Selner, der jetzt als Feuilletonredakteur an der Kresfelder Zeitung tätig ist, hat uns Hans Franck in einem früheren Heft erzählt (III 4). Sein Aufsatz selbst führt uns in seine Dichtungen ein.

Wir freuen uns besonders, daß wir die Briefe Turgeneffs an Theodor Storm als erste Zeitschrift zur Veröffentlichung bringen. Storms Lieblingstochter Gertrud hütet den Schatz, den uns ihr Vater geschenkt hat. Sie ist berufen, über das Werk und vor allen Dingen über das Leben des Vaters zu erzählen. In den von Börries, Freiherrn v. Münchhausen herausgegebenen „Lebensbildern aus deutscher Vergangenheit“ hat der sehr rührige Verlag von Carl Flemming und C. T. Wischhoff A.-G., Berlin (siehe auch Weihnachtsheft), ein Buch „Mein Vater Theodor Storm“ von Gertrud Storm in guter Ausstattung mit einem Titelbild Theodor Storms herausgebracht. Wer für das

Wesen des Menschen und Dichters Theodor Storm Verständnis gewinnen will, der greife zu den schlichten und einfachen Aufzeichnungen, die uns nicht nur zu Theodor Storm und seiner Familie, sondern auch in sein Eltern- und Großelternhaus und damit in seiner Seele Heimat führen. Das Buch ist — nicht nur für die Jugend — aufs Wärmste zu empfehlen. Aus den Aufsätzen und Büchern von Gertrud Storm ist zu ersehen, wie stark und tief sie sich in den Geist ihres Vaters eingefühlt hat, und wie sie auch von ihm mit dichterischer Gabe beschenkt ist.

Kurt Siemers ist in Bad Walsrode in der Lüneburger Heide 1894 geboren. Er stammt aus einer alten niedersächsischen Bauernfamilie und besuchte die Schulen in Hannover und Halberstadt. Schon als Schüler wurden Arbeiten von ihm veröffentlicht. Beim Studium der Volkswirtschaft und Germanistik in Halle lernte er ostdeutsche Art und Menschen durch viele Bundesbrüder, vor allen Dingen durch seinen bei Tannenberg gefallenen Leibburgen, der aus Elbing stammte, schätzen. Er trat bei Beginn des Krieges als Freiwilliger ein und wurde schon 1915 entlassen. Dann widmete er sich der Journalistik und war an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften tätig. U. a. leitete er die Landsmannschafterzeitung in Solingen. Die Nöte des Grenzdeutschums am Rhein hat er selbst erlebt. Die stille Schönheit ostdeutscher Landschaft hat ihm während des Krieges, vor allem in Schlesien und Westpreußen, viel Anregung gebracht. Kurt Siemers ist jetzt mit einer Reihe von Büchern beschäftigt, die Landschaftsschilderungen und Bilder aus deutscher Vergangenheit bringen sollen.

Kurt Siemers Buch „Die Terzinen für Mnstika“ erscheint im Verlag Schmitz & Olberts, Solingen, in 400 nummerierten Exemplaren in einmaliger Subskriptionsausgabe mit 2 Lithographien von Willi Habi.

Berichtigung

Drei Bilder zum Aufsatz Baurat Kohles über die Brückenbauten im Sonderheft „Polen“ (November 1922) sind wegen bedeutender Kosten und der schon reichlich vorhandenen Bilder nicht angefertigt worden. Schriftleitung

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

„Ein Zimmer ohne Bücher ist wie ein Körper ohne Seele“
Cicero

Glauberts „Reisebriefe“. Eine reizvolle Ergänzung zu „Glauberts großen Reisetagebüchern“, deren Einträge in Südrankreich, Italien, Kleinasien, Ägypten und Nordafrika empfangen wurden, bilden seine Reisebriefe aus jenen Reisetagen, die nun in dem verdienstvollen Verlag Gustav Kippenheuer, Potsdam, in einer schönen einbändigen Ausgabe erschienen sind

und die eigentlich jeder Glaubertkenner besitzen mußte. Glaubert, Meister größter Erzählungskunst, Schöpfer einer Epik von Weltrang, enthielt in diesen zahlreichen Briefen sein persönliches Wesen, das sowohl kühn und abenteuerlich als auch patriarchalisch und gesammelt war, in aufrichtiger und charmanter Weise. Wir, die wir sein Menschliches und Persönliches, über das es bisher nur so spärliche Nachrichten gab, so lange suchten, haben ihn jetzt in seinem

ganzen Umriss, in seiner Saftigkeit und menschlichen Stärke. Aus diesen Briefen tritt der vollkommene Mensch hervor, der Künstler und Abenteurer ist, herrlicher Faulenzer und fantastischer Träumer, Wüstenreisender und Verächter der gebundenen und lächerlichen Konvention eines speßbürgerlichen Landes, dessen Söhne Karriere machen: hier lebt Glaubert mit aller Deutlichkeit und Farbenleidenschaft seines klaren und vitalen Stiles.

Formal bemessen sind diese Briefe zum größten Teil Meisterwerke von äußerster Prägnanz und Sicherheit des Ausdrucks, der Bewegtheit und Leidenschaftlichkeit des bunten Geistes, so: als wären sie nicht unter der Sonne des Nils und im Wind eines weltfremden Landes, sondern unter weniger Aufregung und bei besonnener Ruhe des konzentrierten Schriftstellers geschrieben. Diese Briefe dürften — ebenjowohl wie die unsterblichen Briefe Goethes, der Romantiker, Nießches und anderer — eingehen in den Besitz zeitüberdauernder Literatur. Sie besitzen Fülle und Weisheit, Größe und Abenteuerlichkeit einer auschweifenden, schwelgerischen und weltbesitzenden Seele. Sie haben die Kraft, Beständigkeit und Erregung eines schönen, spannenden Romans. Ungeheure Landschaften sind hier zu Gast geladen, gressle Völker mit ihren seltsamen Gebräuchen, Späßen, Wüstheiten und ihrem Ernst; fremde Sonnen gehen darin auf, Farben und sonderbare Pflanzen blühen darin, Ausdruck und Haltung der Briefe ist oft von einer schönen, durstigen Begehrlichkeit des Verliebten, dessen Geliebte die erotische Welt ist.

Diese Briefsammlung ist graziös und leidenschaftlich, human und zärtlich (vor allem in den Briefen an die Mutter, gegen die Glaubert von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit war, obgleich sie eine ganz bürgerliche Frau darstellte), daneben sind diese allerpersönlichsten Dokumente ab und zu von einer prachtvollen Männlichkeit und glühenden Träumeri.

Friedrich Schnack

Will Vesper: „Porzellan“, Novelle. Verlag H. Haessel, Leipzig, 1922.

Elf Geschichten und Geschichten aus der Zeit, als das Porzellan erfunden wurde und die Künstler zu jenen entzückenden, kapriziösen, feinen Werken der Kleinplastik begeisterte, die heute noch unerreicht sind. Also hauptsächlich aus der Zeit des späten Barock und des Rokoko, dem 18. Jahrhundert. Nur eine der Novellen, die erste, spielt weit früher, im Beginn des 15. Jahrhunderts. Liebeshafte des Prinzen von Sachsen, des späteren Königs August des Starken, in Spanien und Italien, ebensolche seines Sohnes, des Marshalls von Sachsen, in Paris und Kurland, und anderer weniger berühmter Sterblicher, werden mit einer solchen vollendeten Erzählerkunst dargeboten, daß man zuweilen über der anmutigen, geistreichen Form den Inhalt fast aus dem Auge verliert. Zwei der Sächelchen, man könnte sie ausgeführte Anekdoten nennen, sind von grotesker Komik

(die Büchse der Pandora. Die Prinzessin auf dem Esel), zwei andere tief tragisch. Im ganzen wiegt doch der heitere, amüsante Ton vor. — Also als Kunstwerke der leicht unterhaltenden Muse sind diese Stücke alles Lobes wert.

Reinhold Heuer

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „Der Schleierbaum“. Eine Dichterlese vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 1. Band: Das Buch der schlesischen Volksdichtung. Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeigen. Görlitz. 176 Seiten.

Fast unmittelbar nach dem großen Werke „Schlesien“ (Sr. Brandtetter-Leipzig) veröffentlicht Wilhelm Müller-Rüdersdorf eine ebenso umfangreiche Anthologie der schlesischen Versdichtung. In chronologischer Folge, mit dem „Mimengericht“ des Herzogs Heinrich von Breslau aus dem 13. Jahrhundert beginnend, führt das stattliche, vornehm ausgestattete Buch in das dichterische Schaffen der schlesischen Literatur ein, bevorzugt aber keine Lokalgrößen, sondern Männer der gesamtdeutschen Literatur. Dabei ergibt sich die bemerkenswerte Feststellung, daß neben längst verschollenen Namen allbekannte Dichter stehen und so ein blütenreicher Kranz schlesischer Verskunst, bis zur Gegenwart reichend, gewunden worden ist. Die biographische, bibliographische Hinweise geben dem Werke das Gepräge einer ernsten, wissenschaftlichen Arbeit, die neben der Ästhetik auch der Literaturgeschichte gerecht wird, und man darf dem 2. Band „Die schlesische Prosa dichtung“, einem vorbereiteten Werke gleicher Art, mit Spannung entgegensehen. Ein paar Dichternamen nur können herausgegriffen werden, und das soll keine Wertung sein, sondern lediglich eine Andeutung der tiefgehenden Forschung, die aus dem Buche spricht: Michael Weiße, Friedrich von Logau, Leopold Schäfer, Freiherr von Eichendorff, August Kopisch, Karl Hauptmann, Gerhart Hauptmann, Karl Klings, Martha Grothe, Alfred Hein. Es sind zu viele, um sie alle nur zu nennen. Die Auswahl aber, die Wilhelm Müller-Rüdersdorf getroffen hat, zeugt von künstlerischem Empfinden und starker kritischer Befähigung. So ist das neue Buch in jeglicher Hinsicht eine vollwertige Gabe.

Max Leischner

Lieder und Balladen von Franz Lütke. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Dieses kleine, so anspruchslos aussehende zierliche Büchlein läßt beim Lesen doch bald aufhorchen und einen Dichter erkennen, der Empfindungen reinlyrisch — im alten, ewigen Sinne des Liedes — zu künden vermag. Es lebt in diesen Versen jener einfache Klang des Gemütes in schlichten, aber im Grunde mit feinsten künstlerischer Einfühlung gewählten, dem Empfinden unmittelbar nachgebenden Worten, Reimen und Rhythmen, die gerade wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit so im tiefsten poetisch, bedeutsam und sinnvoll wirken. Ueberraschend seelenvoll überkommen den Leser oft diese ur-

tümlichen Reize eines unwillkürlich gewonnenen Rhythmus, Klanges, Bildes. Und es ist nichts Oberflächliches, sondern tiefes Sein und Erleben, Schicksal, Wachsen und Kämpfen in diesen Gedichten. Fast möchte man sagen: diese Gedichte stehen unter dem Signum einer alten, edlen und einfachen Lieberkunst, aber auch unter dem einer neuen, die wir ersehnen, die den Zusammenhang von Seele und Kunst, auch von Mensch, Dichter und Volk wieder erschließen könnte, wo uns doch zurzeit solche reine lyrische Empfindungslyrik fast ganz abhanden gekommen ist. Gedichte wie „Unrast“, „Birke am Moor“, „Zielfahrt“, „Abschied“, „Das dunkle Band“, „Dorfkirchelein“, „Die Stille“ sind schwingende, beseelte, lyrische Gebilde, die die Nähe von Sturm, Mörrike nicht zu meiden brauchen. Dr. Hans Benzmann

lau 1922. Verlag von Preuß & Jünger (Inh. Kropff & Weinberger). Die Verfasserin beherrscht unbedingt den Stoff und die Sprache, in erstaunlicher Kürze und Klarheit bringt sie es fertig, uns auf 40 Druckseiten eine Uebersicht über das Schaffen der Mystiker zu geben; sehr geschätzt sind die Auszüge aus ihren Werken gewählt. Maria Brie bleibt immer streng sachlich und gerät nie auf verwirrende Seitenwege. Wer mit den Mystikern mitgehen mag, wer sich in ihre Welt vertiefen möchte, der nehme diese kleine Schrift zur Hand, sie ist auch dem philosophisch ungeschulten Kopf durchaus zugänglich. E. v. B.

Eingegangene Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

Suhrmann's Verlag, Eibenstock, brachte ein neues Märchenbuch „Das brennende Herz und andere Märchen“ von Maria Brie heraus. Die Verfasserin veröffentlicht gleichzeitig im Verlage von Preuß & Jünger (Inh. Kropff & Weinberger) eine wissenschaftliche Abhandlung „Das Märchen im Lichte der Geisteswissenschaft“.

Marie Brie wendet sich in ihren Märchen hauptsächlich an die Erwachsenen, nur das letzte der 18 Märchen ist an die Kinder gerichtet — und sie hat Recht damit! Die Sprache ist gewählt, knapp und flüssig, die Gedanken sind meist geistreich und zum Teil neu, doch fehlt dem Ganzen der echte Märchenduft. Es wird wohl daher kommen, daß die Verfasserin zu viel über sich und die Märchen gegrübelt hat. Schade, daß jeder Hauch von Humor den Märchen fehlt, aber Humor muß ja unbewußt in die Feder fließen und darf nicht konstruiert werden. Wir heben das bescheidene Märchen: „Die beiden Brunnen“ als schön heraus. Die Sprache ist hier von besonderer Anmut. Glücklicherweise ist der Märchencharakter in der „Schwanenbraut“ getroffen, Schuld und Sühne stehen in richtigem Verhältnis zueinander.

In der Vorbemerkung zu ihrer Abhandlung „Das Märchen im Lichte der Geisteswissenschaft“ bemerkt die Verfasserin, daß sie die Märchen zum meist im Traum empfangen habe. Zugegeben! Aber es muß doch wohl sein, daß beim Niederschreiben zu sehr die Verstanbesküßle die Feder geführt hat. Maria Brie geht mit der Lupe an eine Reihe bekannter Märchen, zerlegt sie mit Bedacht und baut vor uns ein ganzes System von Ursachen und Wirkungen auf. — Märchen aber sollen naiv sein, liegt doch in der Naivität ihr größter Reiz; wir nehmen ihnen das schönste, wenn wir sie in das scharfe Licht wissenschaftlicher Betrachtungen rücken. Schade wäre's um's Märchenland, wenn wir's mit so viel Bewußtsein beträten — wo bliebe Märchenzauber, Märchenduft!!!!

Und noch ein Büchlein von Maria Brie liegt vor mir: „Von Angelus Silesius über Gichte zu Steiner.“ Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte von Maria Brie, Dr. phil. Bres-

Aus der Bücherreihe „Die junge Kunst“, Verlag von Klinckschardt & Biermann, Leipzig: Gustav Hartlaub: „Vincent van Gogh“. Walter Cohen: „August Macke“. Karl Einfein: „M. Kischling“. Hans von Wedderkopf: „Paul Cézanne“. Edwin Suermondt: „Heinrich Nauen“. Fr. Markus-Hübner: „Lodewijk Schelfhout“. Helmut Kolbe: „Henri Rousseau“. Adolf Harschi: „Das Chalmäleon“. Delphin-Verlag, München. In Pappband und Ganzleinenband. Hans Ossenbach: „Wellenmär“. Wegweiser-Verlag Volksverband der Bücherfreunde, Berlin W 50. Karl Lemke: „Palmnicken“. Samlandverlag, Königsberg i. Pr. Karl Lemke: „Traumleben“. Samlandverlag, Königsberg i. Pr. Dr. Georg Lehnert: „Geschichte des Kunstgewerbes“. Sammlung Götschen. Verlag Walter de Gruyter & Co., Leipzig. Dr. Philipp Junk: „Literarischer Ratgeber für Katholiken Deutschlands“. Verlag Josef Kösel & St. Pustet in Kempten und München 2. Georg Kleibömer: „Jürgens Berufung“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Emil Ertl: „Der Berg der Läuterung“. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Alfred Arnold Frey: „Pankraz Heimwalder“. Verlag Deutschordensland Sontra in Hessen. Geh. 150. — Mk. „Heimatkalendar der Grenzmark Posen-Westpreußen“. Hrg. Dr. Franz Lüdke. Verlag des Ostlandes in Mejeritz. Georg Stammler: „Heut ist der Tag“. Urquellverlag, Mühlhausen i. Thür. Kurt Barthel: „Wolfe Tone“. Verlag Josef Orlob, Oberhausen im Rheinland. Dr. Hans Leiggang: „Die Grundlagen der Anthroposophie“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Bruno Gölz: „Sautisch und Deutsch“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Felix Krüger: „Der Verhehr“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Karl Sträßer: „Einiges aus dem Leben des Herrn Leo Gampelmann“. Pontosverlag zu Freiburg i. Br. Jutta Kraft-Zerbst: „Maja“. Verlag Martin Salzmann in Dessau. Werner Plaut: „Deutschland“. Maienverlag, Oberhof i. Thür. Werner Plaut: „Worte der Sorderung“. Maienverlag, Oberhof i. Thür. Gustav Kohnke: „Die Gottschuer von Bergenstedt“. Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig. Reinhold Conrad Muschler: „Der lachende Tod“. Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig.

Carl Scholl: „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel“. Verlag Fr. A. Perthes, A.-G., Stuttgart.

Ein Memeler Böttchermeister, Carl Scholl, erzählt in diesem schlichten, liebenswerten Buche von seinem Leben. Durch vieles Leid, durch Tage der Trübsal ist dieser einfache Mann hindurchgegangen; in allen Anfechtungen ist er Sieger geblieben. Marie und Johanne Rehsener, die das Erinnerungsbuch veröffentlichten, haben aus Pietät selbst orthographische Fehler des Böttchermeisters stehen lassen, was manchen Leser vielleicht tören dürfte. Doch weht uns aus der Lebensgeschichte solch gesunde, kräftige Luft entgegen, daß solch kleine Äußerlichkeiten in den Hintergrund treten. Wer Ludwig Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ liebt, wird auch an Scholls Buch seine Freude haben. Hans Gäßgen

„Goethes Reimprägung.“ Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

In diesen Abchnitten gibt Benno Rüttenauer, der als Herausgeber des geschmackvoll ausgestatteten Buches genannt wird, eine Auswahl aus Goethes Reimprägungen. „Sprichwörtliches“ bietet das erste Kapitel; „Leben und Streben“, „Pro poeta“, „Altnut“ und „Politica“ sind die Ueberschriften der folgenden Teile. In den Abchnitten „Wissenschaft, Poesie und Kunst“ und „Gott und Natur, Welt und Gemüt“ klingt der Band aus. Rüttenauer hat dem Buche ein Vorwort geschrieben, das über das für den Inhalt und die Anordnung Wesentliche unterrichtet. Hans Gäßgen

Karl Pienzat: „Der Wundergarten“. Ostpreußische, litauische u. majurische Volksmärchen. Franz Schneider, Verlag, Berlin SW. 11.

Ein bodenständiges Märchenbuch! Vom Volk erzählt, vom Volk erschaffen. Naivität, Echtheit und ungelunger Humor, mit so trockenem Witz erzählt, daß schon der Stil erheitert. Viel Neues taucht auf. Wieder verblüfft die Unergründlichkeit der Volksseele, sobald man sie an der Quelle, im wirklichen Bauerntum aufsucht! Das wenige Bekannte ist so neu und lustig gesehen, daß es das Vorhandene kostbar bereichert. Reizende Bilder, eben so unbedünner und gesund, wie der Inhalt, ein gutes, fast quadratisches Format, schöner, einfacher, großer Druck, ein Titelblatt von Geschmack und Farbigkeit machen aus dem Ganzen ein deutsches Märchenbuch, wie alle es sein sollten.

August Messer: „Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft“. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Der Verfasser dieses wohl ersten Kantkommentars für weitere Kreise ist Professor für Philosophie an der Universität Gießen. Es ist ihm gelungen, zu Kants „Kritik der reinen Vernunft“, auf der die ganze moderne Philosophie in wesentlichen Teilen beruht, Erläuterungen zu geben, die sich nicht in fadlichen Auseinandersetzungen mit anders gerichteten Auffassungen erschöpfen, sondern das Wesentliche in einer Form bringen, die jeden Gebildeten verständlich ist. Hans Gäßgen

STILKES RECHTSBIBLIOTHEK

Die Gesetze des neuen Deutschen Reichs und der deutschen Länder mit systematischen Erläuterungen

Nr. 1. Die Verfassung des Deutschen Reichs

Mit ausführlichem Kommentar, Einleitung und Sachregister von Dr. Gerhard Anschütz, Geh. Justizrat und ord. Prof. an der Universität Heidelberg

Nr. 2. Lichtspielgesetz vom 12. März 1920

nebst den ergänzenden reichsrechtlichen und landesrechtlichen Bestimmungen, ausführlich erläutert von Dr. Albert Hellwig, Amtsgerichtsrat in Frankfurt a. O.

Nr. 3. Auslandschäden

Die Richtlinien für die Gewährung von Vorschüssen, Beihilfen und Unterstützungen für Schäden Deutscher im Ausland aus Anlass des Krieges vom 15. November 1919 erläutert von Dr. Paul Königberger, Kammergerichtsrat, bish. Leiter d. Rechtsabteilung b. Reichskommissar für Auslandschäden, und Franz Henrichowski, Landgerichtsrat, Vorsitzender einer Spruchkommission für Auslandschäden

Nr. 5. Gesetz zur Entlastung der Gerichte

vom 11. März 1921 nebst der amtlichen Begründung u. den für Preussen ergangenen Ausführungsbestimmungen, erläutert von Dr. Fritz Lorenz, Landgerichtsrat im Pr. Justizministerium.

Nr. 6. Das Reichsvorsorgengesetz

vom 12. Mai 1920 (R.G.Bl. S. 989) nebst den dazu gehörigen Gesetzesbestimmungen und Erlassen, erläutert und mit Anmerkungen versehen von Breme, Ministerialrat im Preuss. Justizministerium.

Nr. 7. Die Verfassung des Freistaates Preußen

vom 30. November 1920 mit Erläuterungen u. Sachregister von Dr. Ludwig Waldecker o. ö. Professor des öffentl. Rechts in Königsberg.

Nr. 8. Wehrgesetz

vom 23. März 1921 in der Fassung des Gesetzes zur Abänderung des Wehrgesetzes vom 18. Juni 1921. Mit Einleitung und Erläuterungen von Paul Semler, Geheimen Kriegsrat und Ministerialrat im Reichswehrministerium.

Nr. 9. Urheberrecht und Urhebervertragsrecht

Ein Kommentar zu den Gesetzen über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und der revidierten Berner Uebereinkunft nebst Bestimmungen des Friedensvertrages von Dr. Wenzel Goldbaum, Rechtsanwalt und Notar zu Berlin

Nr. 10. Mietsnotrecht, Reichsmietengesetz

nebst der preuß. Ausführungs-Verordnung v. 12. Juni 1922 Gross-Berliner Wohnungsnotrecht

Mit Einleitung u. Kommentar v. Erwin Volkmar, Amtsgerichtsrat, Geh. Justizrat, stellv. Vorsitzender d. Mieteneingangsbeurteilung Berlin 12 (Sieglitz) und Dr. Erich Schubart, Amtsgerichtsrat in Berlin.

Nr. 11. Das Waldrecht der Auflösungsgesetze

insbesondere Schutzforst, Waldgut und Waldstiftung unter Abdruck der gesetzlichen Bestimmungen und der Allgemeinen Verfügungen des Justizministers sowie unter Berücksichtigung des amtlichen Materials und der Rechtsprechung des Landesamtes für Familiengüter, dargestellt von Breme, Ministerialrat im Preussischen Justizministerium, Stellvertreter der Präsident des Landesamtes für Familiengüter.

Nr. 12. Das Reichsmietengesetz

mit Einschluß der Preussischen Ausführungsverordnung in systematischer Darstellung und kritisch erläutert von Dr. jur. Walter Georgi und Dr. jur. Otto Grote.

Nr. 14. Devisenordnung vom 12. Oktober 1922 und Devisengesetz vom 2. Februar 1922

nebst Ausführungsbestimmungen vom 18. Februar 1922 und 27. Oktober 1922.

Textausgabe mit Kommentar von Dr. Wenzel Goldbaum.

Berlin NW. 7 : Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung

Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher

Nr. 11

Das Problem Graf Kexserling

Wider den Geist der Weltüberlegenheit

von

Felix Emmel

Preis-Grundzahl 1,50 M. Schlüsselz. d. B.B.

Felix Emmel gibt hier die erste wesentliche Kritik am Werke des Darmstädter Philosophen. Er stellt zunächst Kexserlings zentrale Gedanken in Kürze dar, wodurch die Schrift allen denen willkommen sein dürfte, die sich Kexserlings sehr teure Schriften selbst nicht mehr anzuschaffen vermögen. Anknüpfend an den Begriff der „Einneserfassung“ sucht Verfasser Kexserling aus dem Geiste der deutschen Mystik zu überwinden.

Nr. 12

Zurück zur Goldmark

von

Karl Rintelen,

Oberregierungsrat

Preis-Grundzahl 0,80 M. Schlüsselz. d. B.B.

Die geistvollen Aufsätze beweisen, daß unsereährungsnot zu beseitigen ist, ohne daß wir auf Gnadenakte unserer angeblichen Vorgesetzten zu warten brauchen. Es werden Wege und Ziele gezeigt und dargelegt, daß die verblüffend einfachen Lösungsvorschläge zwar neu erdacht, aber in Wirklichkeit ein Jahrhundert alt sind und die Autorität des Freiherrn vom Stein für sich haben. Es scheint danach, als ob die beim Übergange zur Papierwährung begangenen Fehler auf Unkenntnis dieser alten Vorschläge zurückzuführen seien, die bekanntzumachen das besondere Verdienst des Verfassers ist.

Georg Stifke / Berlin NW. 7

Die erste berechtigte deutsche Zola-Ausgabe. Nach langen und schwierigen Verhandlungen mit der Witwe des Dichters Emile Zola und mit seinem französischen Verleger ist dem Kurt Wolff-Verlag in München gelungen, die Autorisation für eine deutsche Zola-Gesamtausgabe zu erhalten. Damit wird der unwürdige Zustand beseitigt, daß die Romane des bedeutendsten französischen Schriftstellers der Neuzeit, abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen, nur in schlechten und verstümmelten Uebersetzungen zugänglich waren. Die neue Ausgabe bringt vollkommen neue Uebersetzungen unserer besten Uebersetzer. Bis Weihnachten liegen von der zunächst erscheinenden Serie „Die Rougon-Macquart, Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“, drei Bände fertig vor: „Nana“, „Das Glück der Familie Rougon“, „Abbé Mourets Sündenfall“.

Franz Lüdke: „Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos“. Verlag C. S. Amelang, Leipzig. 111 Seiten.

Benediktus! Der Gelegnete und doch der Freudlose sein Leben lang. Freudlos durch das schmerzende Hassen seiner Mutter auf Gott und Menschen, freudlos durch seine Irrwege, auf denen er den verbotenen Gott sucht. Ist es Liebe, Ruhmsucht, Erlöserwahn? Ausgeträumt sind bald die Maria's, Meister- und Messias träume. Nun gilt nur noch der Ichweg. Und auch der führt in die Irre, führt nahe am Tode vorbei. Doch Gott will das Selbstopfer des Benedikt Freudlos nicht annehmen. In der Fürsorge für menschliches Elend soll das gequälte Leben endlich den Frieden erlangen. Wer Gott sucht, wird ihm früher oder später nahe kommen. So tritt zur Nacht der tote Ahn an des Urenkels Bett. „Drei Wege bist du gegangen“, spricht er. „Drei Seligkeiten durstest du finden: Liebe, Gnade, Friede. Benedictus es! Ein Gelegneter bist du!“ — Das ist das Buch vom Heilandsweg, das uns durch Tiefen und Höhen, durch Hoffen und Harren einer irrenden Seele führt, das mit seiner Sprache das Herz zwingt und, wie dem armen Gottsucher, auch uns etwas von dem Frieden bringt — ein schönes, ernstes Buch für stille Stunden und denkende Menschen. Max Leischner

J. G. Sichte: „Die Bestimmung des Menschen“. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Dieses von M. Kronenberg eingeleitete und mit Anmerkungen versehene Bändchen des Stuttgarter Verlages darf gerade heute auf besondere Beachtung Anspruch erheben, da wenige Denker der Gegenwart so viel zu bedeuten vermögen, wie Sichte. Vom Zweifel zum Wissen und Glauben führt uns der Philosoph in den drei Teilen seines Werkes. Selbstbestimmung tut unsrer Zeit in höchstem Grade not; hier wird ein Weg gezeigt, der nur noch wenigen vertraut war. Der Verlag verdient Dank, ihn wieder weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Hans Gäßgen



Soeben
erschien:

Amerika 1922

Von **Hans Goslar**

Mit Reproduktionen nach 2 Radierungen u.
8 Steinzeichnungen von Hermann Struck

Preis in Halbleinen gebunden 4500.— Mark, in Halbleder gebunden 6000.— Mark

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

BORG- Zigaretten



VICTOR LIETZAU A.-G.

Telefon
87, 187

DANZIG, Langgasse 38

Fabrikation
Engrö- und
Einzel-Vorlauf

Nautik

Kompasse
Sextanten
Logguhren
Megaphone

Optik

Photoapparate
Brillen
Mikroskope
Ferngläser

Geodäsie

Reißzeuge
Nivelliere
Meßinstrumente
jeder Art

**Elektro-
technik**

Stark- und Schwach-
strom-Installationen
Telephon- und Blitz-
schutz-Anlagen

"Pelikan"-Fuschen

GÜNTHER WAGNER, HANNOVER u. WIEN

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

5. Jahrgang :: 52 Nr. jährlich
geben ein getreues Bild der politischen u. wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und den Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat, sowie aus den Organisationen in Deutschland.

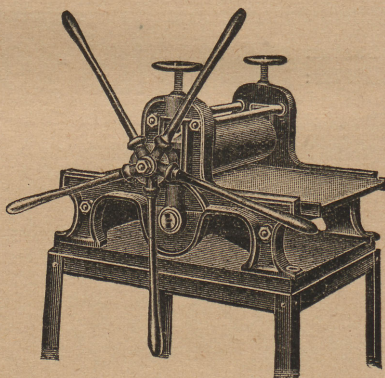
Einzelnnummer M. 6.—, bei der Post bestellt in Deutschland, Danzig und Memel monatlich M. 20.—, vierteljährlich M. 60.—,

Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W30, Mohstraße 22.

Künstler-Druckpresse „Präzision“

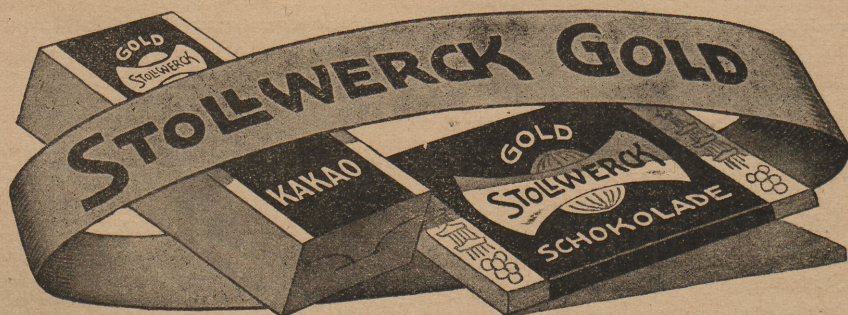
Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



Leopold Hess

Berlin W.35, Genthiner Str. 29



KASINO ZOPPOT

FREISTAAT DANZIG

DAS
GANZE JAHR
GEÖFFNET

BACCARA
ROULETTE

TRENTE-ET-
QUARANTE
in Vorbereitung

Man verlange die Kasino-Broschüre u. Zeitung.
Vertr. Büros i. allen Grosstädten d. In- u. Auslandes.

Preußisch-Süddeutsche 247. Klassen-Lotterie

Zur I. Klasse,
Ziehung 9. und 10. Januar 1923
empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
75.—	150.—	300.—	600.—	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer

Berlin W8, Unter den Linden 14. Postscheck Berlin 3 11 10



Urwüchsigen Humor und köstliche Satire

finden Sie in den Werken von Nulli Nulli.

Glänzendste Presseurteile.

1. „Zwanzchen“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten mit 110 Bildern) Geschenkband nur Mk. 55.—, fein brosch. nur Mk. 45.—.
2. „Patentitis Bürofratititis“, ebenfalls illustr. (behandelt Gründungsschwindel und die Zwangsbewirtschaftung der Kohle), Geschenkband nur Mk. 35.—, fein brosch. nur Mk. 28.—.

In jeder guten Handlung vorrätig.

Verlag S. Görres, Essen, Eleonorastraße.
Postkonto 3759, Essen.

Sammelfonds

für Bezieher der Ostdeutschen Monatshefte in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u. s. w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.

Kattowitzer Zeitung

Oberschlesisches Handelsblatt

54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der

Politik u. Wirtschaft

Zuverlässige Berichterstattung

Führendes Blatt für

Handel und Industrie

Verbreitetste u. angesehenste Tageszeitung
im polnischen Industriegebiet

Erfolgreichstes Insertionsorgan

Probenummer auf Wunsch unberechnet

Soeben erschienen:

Mit Gerhart Hauptmann

Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreis

Herausgegeben von

Walter Heynen

Mit Beiträgen von Hermann Bahr, Howard Church, Max Fleischer, Moritz Heimann, Georg Hirschfeld, Heinz Lux, Meo, Hermann Stehr, Bruno Wille. Dem Werke sind sechs völlig unbekannte Abbildungen beigegeben, die Hauptmann von der Jenaer Zeit bis zu seinem 60. Lebensjahre unter der Auffassung seines Sohnes Ivo und Emil Orliks begleiten.

Preis gebunden Grundzahl Mk. 6.—. Schlüsselzahl d. B.V.

□□□□□□□□

Das Jubiläums-Jahr 1922 hat dem Werk Gerhart Hauptmanns erneut eine fruchtbare und vertiefte Beachtung geschenkt — nicht so seinem Leben, soweit es Voraussetzung für das Schaffen des Dichters ist. Hier nun wird das von Walter Heynen herausgegebene Buch, das sich aus Erinnerungen und Bekenntnissen von Freunden des Dichters aufbaut, eine fühlbare Lücke schliessen. Wenn es galt, der Bedeutung des richtigen Zeitpunktes zu entsprechen, an dem sich die Tore zur Vergangenheit gleichzeitig öffnen und schliessen mussten, so war zunächst festzustellen, in welcher Tonstärke genauere Kenntnis Gerhart Hauptmanns am Erleben unserer Zeit nachklang. Führende Dichter und Künstler haben sich der Notwendigkeit einer solchen geistigen Einstellung und Sammlung nicht verschlossen, und so ist aus dem geplanten Erinnerungsband

ein Bekenntnisbuch im höchsten und letzten Sinne geworden.

Professor Dr. Julius Petersen, der bekannte Literar-Historiker der Berliner Universität, schreibt dem Herausgeber u. a.:

„Ich wollte Ihr Hauptmann-Buch zunächst nur durchblättern, aber ich habe es schließlich auf einen Zug durchgelesen, hochofrennt über die glückliche Zusammenstellung und gefesselt durch den Reichtum des Mitgeteilten und die vielfarbige Spiegelung. Es ist jedenfalls unter der ganzen Hauptmann-Literatur dieses Jahres das, für das der Literatur-Historiker am meisten dankbar zu sein hat.“

Ausführliche Prospekte auch über die Ganz- und Halbleder-Ausgabe stehen zur Verfügung.

Berlin NW. 7
Dorotheenstrasse 66/67

Georg Stilke
Verlagsbuchhandlung

Südamerika und Spanien in Roman und Novelle

Soeben ist erschienen:

Nacha Regúles

Von **Manuel Gálvez**

Erster argentinischer Roman in deutscher Übersetzung

Mit farbiger Titelzeichnung von GUIDO VON FINETTI

15 $\frac{1}{8}$ Bogen * Holzfrees Papier * Grundzahl: Geheftet 3.50, Halbleinen 5.50, mal Schlüsselzahl des Börsen-Vereins

★

Das vorliegende Werk dieses bewußtesten argentinischen Dichters erlebte in seiner Ursprache eine Auflage von über 100 000 Exemplaren, eine Ziffer, die wohl am deutlichsten von der Bedeutung dieses Romans Zeugnis ablegt. Argentinien, das Land der Zukunft, das vielen deutschen Menschen zur zweiten Heimat geworden ist und weiteren Tausenden zu werden vermag, spricht hier zu uns aus den Tiefen seines schwer pulsierenden Lebens heraus.

★

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Der Deutsche Meister-Verlag

München, Residenzstraße 10/I, hat es sich zum Ziel gesetzt, Werke unserer unumsstrittenen Dichter der Vergangenheit in würdig schönen Ausgaben zu erschwinglichen Preisen herauszubringen. Wer gegen einen geringen Jahresbeitrag Mitglied des Deutschen Meister-Bundes München, Residenzstr. 10, wird, ist nicht verpflichtet, wohl aber berechtigt, die Bücher der Deutschen Meister zu einem Vorzugspreis zu beziehen, erhält außerdem die Monatszeitschrift „Die Meister“ unberechnet. „Jede Nummer dieser Zeitschrift ist mehr wert, als der dickste Roman des Tages.“ „Professor Hofmiller in M. N. N.“ Bis jetzt sind folgende Werke erschienen: A-Halbleinen, B-Halbleider

	A	B		A	B		A	B
Abraham a. S. Clara,			Heibel, Tagebücher	5.60	8.80	Poetl, Puppenspiele	10.20	15.—
Schnedenproffession u. a.	5.—	8.—	Hoffmann, Brambilla	4.50	7.70	Reuter, Franzosenlib	18.—	—
Angengruben, Schandflecken	6.—	9.20	Immermann, Oberhof	8.20	11.70	Rüder, Liebesfrühling	5.60	8.80
— Steinlopfershamms	2.70	5.50	Keller, Dr. Heinrich, 2 Bde.	15.30	24.—	Sachs, Faustnachspiele, III.	3.40	6.60
— Sternsteinhof	5.50	8.70	— Goldway, 2 Bde. . . .	11.70	19.—	Scheffel, Effendard	3.50	6.80
Armin, Tolle Invalide	2.50	5.60	— Zürcher Novellen	7.—	10.50	Scheffel, Effendard	9.20	12.80
Brentano, Märchen	4.—	6.70	— Einigebicht	5.70	9.30	Sealsfeld-Poßl, Prarie	5.30	8.50
Büchner, Dantons Tod	3.50	6.30	— Calander	6.—	9.60	Stifter, Hochwald	3.—	6.—
Bürger, Münchhausen	2.70	5.50	— Gedichte, 2 Bde. . . .	11.40	18.60	Sturm, Gedichte	4.50	7.50
Droste-Hülshoff, Juubenbüche	2.20	4.60	— 7 Legenden. III. . . .	4.70	8.30	— Immensee u. a. . . .	3.70	6.70
Eichendorff, Laugenlichts	2.70	5.50	Kleist, Robibaas	4.40	7.40	— Schimmelreiter	3.—	6.—
Gerväder, Regulatoren	5.50	13.—	— Rug	2.80	5.60	Stoffte, Sumorezen	3.80	7.—
Gehe, Gise	3.80	7.—	Knaben Wunderhorn	8.—	—	Wolffried Keller, Gef. Werke	59.—	95.—
— Tapp	3.70	6.80	Meinholt, Bernsteinheze	4.70	8.—	10 Bde. . . .	65.—	—
Gauß, Lichtstein	7.50	11.—	Mörke, Hühelmännlein	3.—	6.—	Wolffried Keller, Gef. Werke	—	—
Heibel, Mutter und Kind	3.—	6.—	Nettelbed, Lebensbeschreibung	6.50	11.—	in Ganzleinen	—	—

Die Grundzahlen werden jeweils mit der vom Börsenverein für den deutschen Buchhandel festgelegten Teuerungszahl multipliziert. — „Mit dem gegenwärtig üblichen verglichen, sind diese Preise durchaus angemessen. Sie sind es um so mehr, als die Ausstattung der Bücher von ungewöhnlicher Güte ist.“ Hans Franck im Berliner Börsen-Courier

Soeben erschien:

Quer durch den Urwald von Kamerun

von

Georg Escherich

Mit 38 Abbildungen und 2 Kartenskizzen auf 23 Tafeln

Preise zur Zeit:

Geheftet 4800.— M. In Halbleinen gebunden 6000.— M.
In Halbleder geb. mit eigenhänd. Unterschrift des Verf. 12000 M.

In dem vorliegenden Werk gibt Forsttrat Dr. Escherich einen Bericht über seine Forschungsexpedition, die er im Jahre 1913 im Auftrage des Reichskolonialamts in das von Deutschland damals neu erworbene Gebiet von Kamerun gemacht hat. — Nach außerordentlich anstrengenden, fast sechs Monate dauernden Märschen, die durch häufige Kämpfe mit den kriegerischen Stämmen erschwert wurden, gelangte Escherich nach Durchquerung des mittelafrikanischen Urwaldes in das Schlafkrankheitsgebiet am oberen Sanga und von dort im Stahlboot zum Kongo. Da Escherich mit Genehmigung der spanischen Regierung als erster Weißer den bisher noch völlig unerforschten Südteil von Spanisch-Guinea durchquerte, ist seine Reise für die Wissenschaft besonders wertvoll. — Daß der Tierwelt und der Jagd besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist selbstverständlich. Erschütternd sind die Bilder, die uns aus dem Schlafkrankheitsgebiet vorgeführt werden, und mit Stolz weist der Verfasser darauf hin, daß von den deutschen Ärzten und der deutschen Verwaltung in der kurzen Zeit ihres Daseins für die Bekämpfung der Schlafkrankheit unendlich viel mehr geleistet sei als von der französischen Verwaltung in vielen Jahrzehnten vorher.

Das Buch ist ein Appell an alle Weltmächte, dem deutschen
Volke seine widerrechtlich geraubten Kolonien zurückzugeben.

Berlin NW. 7
Dorotheenstraße 66/67

Georg Stille
Verlagsbuchhandlung

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. Februar 1923 Nr. 11

Anverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

W. Kapp: Elßaß-Lothringen, des deutschen Westens Schicksalsland . . .	489
Carl Lange: Am Kreuze . . .	500
R. Heuer: Zum 450. Geburtstag des Nicolaus Copernicus . . .	501
Dr. Lorenz: Gespräch der Schatten . . .	504
Paul Schulze-Berghof: Der mystische Uebercharakter des Dichters . . .	505
Ludwig Bäte: Johannes Schlaf . . .	508
Dr. Weise: Ernst Horneffer . . .	510
Arthur Silbergleit: Paul Friedrich . . .	513
Gerhart Pohl: Kreislauf . . .	516
Paul Friedrich: Von der Not . . .	517
Gerhart Pohl: Wir Menschen . . .	520

Rundschau:

Dr. Kurt Bock: Weien, Wert, Wille jüngster Dichtung . . .	521
Wilhelm Conrad Gomoll: Felix Timmermans ein holländischer Dichter . . .	522
Maximilian Abich: Kant wider Kopernikus . . .	524
Willibald Gmankowski: Ein Pionier ostdeutscher Kultur . . .	525
Herbert Bruß: Herbert Lipp . . .	526
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern . . .	526
Buchbesprechungen . . .	527—530

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)
Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Anzeigen-Verwaltung für Danzig:
Danziger Anzeigenbüro, Danzig, Langermarkt 15
für Königsberg:
Königsberger Anzeigenbüro, Steinbamm 32a
für Berlin und das Reich:
Georg Stilke, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67

Druck von J. S. Preuß,
Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank
in
Danzig
Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt
Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38
Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Sammelfonds

für Bezieher der Ostdeutschen Monatshefte in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u. s. w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.

Herrenstoffe Kostümstoffe

Frost & Miedtke

Danzig IV, Damm 7

Eingang Häkergasse

Geplante Sonderausgaben

„Baltland“

„Posen-Bromberg-
Nehegedistrikt“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschtum in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“ kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post oder vom Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich . . . 1800.— Mk.
für jedes Heft . . . 600.—

Die Anzeigen werden nach Grundzahlen berechnet:

$\frac{1}{1}$ Seite M. 20.— $\frac{1}{4}$ Seite M. 7.50
 $\frac{1}{2}$ „ „ 12.50 $\frac{1}{8}$ „ „ 4.—
die mit der jeweils gültigen Schließelzahl
(: 900) zu multiplizieren sind

Vorzugsplätze teurer; bei Jahresaufträgen mit Nachlaß. Die Preise gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489
Bankkonto:
Deßbrück, Schäfer & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Anzeigenpreise:

1 Feld im Jahre M. 1700
 2 Felder „ „ „ 3200
 3 „ „ „ „ 4200

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der
 Anstalten ist nicht maß-
 gebend für die Güte

Harzstöchterheim Frau H. Müller

Nötschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung d. Haush., gesellschaftl. Formen. Auf Wunsch Musik, Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

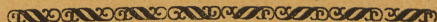
Lähn i. Riesaengeb. | Pädagogium—Landschulheim

b. Hirschberg | auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873

Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh. Einjähr.) u. Obersekunda. Streng gereg. Intern. famil. Charakt. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie. Sport. Wandern Bäder. Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack bietet gründl., zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Gewerbe, Bürgerkunde, Kunstgeschichte, Literatur, Musik bei vorz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 Mk. einschl. Unterricht, wahlweise Fächer extra. Näheres durch Prospekte.

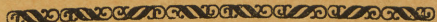


Kinder finden sorgfält. körperliche und geistige Pflege. — 15 Zöglinge. Landerziehungsinstitut „Heimgarten“

gegründet 1905.

Jugendheim a. d. B., bei Darmstadt.

Leit.: Elisabet Griecke, Käthe Bomborn.



HOFFBAUER-STIFTUNG POTSDAM-HERMANNswerder

JUGENDHEIM (vom 2. Jahre an) mit
 LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben.
 FRAUENSCHULE mit staatl. Berechn.
 HAUSHALTUNGSSCHULE
 ★ ERHOLUNGSHHEIM ★
 Jäyllische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
 Kurse für Privat- und Gastsekretärinnen

Füllner-Werkenthin-Lyceum

Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem auch zartere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden. Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk. Auskunft durch die Direktorin Dr. E. Eckelmann, z. Zt. Crossen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeld, Vorstand und Leiter.

..... Weltbekanntes, vornehmes Haus
 in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
 gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.
 Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
 Großer Garten und Terrassenaal an der Elbe.
 Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Der Tod des Herzens

von **Karl Halbendorf**

Broschiert 630.— Mk. In Halbleinen geb. 840.— Mk.

Ein lebensfroher Reitersmann reißt durch schwere Erfahrungen und bitteres Leid zu einem ein-amen, tiefdurchgeistigten Manne. Deutschlands Schmach läßt ihn endlich in einem letzten erfolgreichen Luftkampf den Tod suchen

Berlin-Wilmersdorf **Hermann Paetel Verlag G.m.b.H.**
 Augustastr. 36

Soeben erschien das sechzehnte bis achtzehnte Tausend von

Märchenstrauß

für Kind und Haus

Mit Bildern von Professor Paul Mohn

Quart-format. 45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text und farbigem Originalband

Ueber den hervorragenden Wert des Buches urteilte beim erstmaligen Erscheinen des Buches der berühmteste Vertreter der Kunstkritik, Herr Geh. Regierungsrat Dr. Max Jordan, Direktor der Nationalgalerie in Berlin, in einem Schreiben:

Mohns „Märchenstrauß für Kind und Haus“ ist ein Schatz, an welchem man nicht stumm vorüber gehen darf. Ich fühle mich lebhaft gedrungen, meine innige Freude über dieses Unternehmen und dem Künstler, von welchem es ausgegangen ist, den wärmsten Dank auszudrücken. Denn seit unser Altmeister im Gebiete volkstümlicher Kunst, Ludwig Richter, die spendenden Hände ruhen läßt, ist in solcher Weise nicht zu unserem Volke gesprochen worden. Kam uns schon die Besorgnis, es möchte der fromme Geist des Kinderglaubens, der zu allen Zeiten Wunder gewirkt, mit ihm zu Rüste gehen, so begrüßen wir in Mohns Werk den Beweis, daß der Quell noch sprudelt, und wir hoffen, das Labfal, das er bringt, wird Tausende erfrischen. Reich und doch bescheiden — gleich dem Blütenbaum im Frühlings, der von seiner Pracht nichts weiß — schütten diese anmutigen Schildereien zu den uralten Kindergeschichten eine Fülle von Poesie über uns aus, bald in flüchtigen Andeutungen, bald in farbenreicher Durchföhrung, sodaß wir nicht müde werden, dem Erzähler zu lauschen. Es zieht wie Waldbesäufchen und Glockenton durch die Blätter des Buches, und dieser heilige Wohl laut wird im Herzen des deutschen Volkes immerdar Widerhall finden!

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67 · Georg Stilke Verlagsbuchhandlung

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 190, Heft 3

Dezember 1922

Aus dem Inhalt:

Heinrich Otto Meisner: *Bismarcks Bündnispolitik 1871—1890*

Hermann Bahr: *Zur Shakespeare-Literatur*

Fritz Schumacher: *Die Krisis der Großstadt*

Ida Hahn: *Die Entstehung des Ersten Besitzes*

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einsendung des Portos von M. 6.—) zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 275.—

Einzelheft Mark 100.—

BERLIN NW. 7,
Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,
Verlagsbuchhandlung.